

Shootingstar Pierre Maudet: Wenn Europa-Liebe blind macht

DIE WELTWOCHEN

Nummer 36 – 7. September 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Not Vital,
Erfolgsbündner**
Besuch in seinem
sagenhaften Kunst-Reich

FAKE NEWS

**Der falsch übersetzte
Bieler Hassprediger**

FRAUEN

**Lady Dianas
Fluch und Vermächtnis**

KLIMAWANDEL

**Doch nicht
menschengemacht**



Die Enteignung des Bauern Ueli K.

**Alex Baur über den Behördenskandal
um den Thurgauer «Quäl-Hof»**

4 1194407 006902 36



Masterpiece of Intelligence.

Das neue E-Klasse Cabriolet.

www.mercedes-benz.ch/e-klasse-cabriolet

Mercedes-Benz

Das Beste oder nichts.



Der Geruch von Mist, Heu und Silofutter lag noch in der Luft, als Kollege Alex Baur letzte Woche den Bauern Ueli Kesselring im malerischen Weiler Hefenhofen besuchte. Doch die Tiere waren alle weg – behördlich beschlagnahmt, geschlachtet oder verschachert. Trotzdem herrschte auf dem Hof ein reges Kommen und Gehen. Der Kesselring-Hof war auch immer eine Anlaufstelle für Randständige, die hier Halt und Geborgenheit fanden – und für Pferdeliebhaberinnen, von denen jemand Kesselring im Zuge eines Streites bei fanatischen Veganern anschwärzte. In der Küche, wo seine junge Freundin Barbla *Flammechueche* zubereitete, erzählte Kesselring unserem Kollegen die verrückte Geschichte, die hinter dem vermeintlichen Tierquälerskandal steht. Die Beamten, die seinen Hof nach einer Medienkampagne dichtgemacht haben, sind seine besten Entlastungszeugen. Kein Hof im Kanton war so gut kontrolliert wie der Kesselring-Betrieb. **Seite 16**

Es war eine Bombe, die der *Tages-Anzeiger* und die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens vor zwei Wochen zündeten: Der Bieler Imam Abu Ramadan habe nicht nur jahrelang Hunderttausende Franken an Sozialhilfe bezogen, sondern in Predigten zur «Vernichtung» und «Zerstörung» jener westlichen Zivilisation aufgerufen, die ihn so mildtätig versorgt. Die Empörung im Land war verständlicherweise gross. Doch jetzt zeigen Recherchen von Philipp Gut und Michael Baumann: Die Zitate stimmen nicht, die Journalisten haben sie dem Imam frei interpretierend in den Mund gelegt. **Seite 3**



Künstler und Weltenbummler: Not Vital.

Es regnete in Strömen, als Kulturredaktor Rico Bandle zum herrschaftlichen Schloss Tarasp im Unterengadin hochstieg. Das Schloss – eines der schönsten der Schweiz – gehört seit einem Jahr dem Künstler Not Vital. Er hat es für 7,9 Millionen Franken erworben. Ihm gehören auch ein riesiger Skulpturenpark in seinem Heimatdorf Sent, zudem ein Atelierhaus und eine immens grosse unterirdische Lagerhalle für seine Kunst. Dazu besitzt er Landstücke in Nepal, China und Brasilien, in Patagonien gar eine ganze Insel. Wie hat sich der Künstler und Weltenbummler

aus den Schweizer Bergen ein solches Vermögen erarbeitet? Bandle begab sich auf Spurensuche dieses ebenso rätselhaften wie faszinierenden Menschen. **Seite 56**



Verfassungsfragen: Katharina Fontana.

In eigener Sache: Das Redaktionsteam der *Weltwoche* freut sich sehr, Katharina Fontana an Bord zu wissen. Anfang September hat unsere neue Kollegin ihre Arbeit aufgenommen. Die langjährige NZZ-Redaktorin ist eine profunde Kennerin der demokratischen und rechtsstaatlichen Schweiz. Nach Studien in Basel, Paris und Florenz promovierte sie mit einer Dissertation über die Eigenheiten der italienischen Gesetzgebung. Ab 1993 wirkte sie als Mitarbeiterin im Bundesamt für Justiz an der Totalrevision der schweizerischen Bundesverfassung mit. 1998 trat sie in die Inlandredaktion der NZZ ein. Sie berichtete mehrere Jahre aus dem Bundeshaus und wirkte ab 2013 als Korrespondentin am Bundesgericht. Katharina Fontana ist bekannt dafür, die Tätigkeit der politischen und richterlichen Instanzen mit klarem und unbestechlichem Blick zu verfolgen. Darüber hinaus wird sie in der *Weltwoche* auch zu innenpolitischen Themen profiliert Position beziehen. Herzlich willkommen!

Ihre Weltwoche

**DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN**

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,
Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwanager,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)

Bildredaktion: Martin Kappler,
Julia Dunlop (*Assistentin*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



60 YEARS OF ADVENTURE
AND DISCOVERY

BREITLING BOUTIQUE

AUGUSTINERGASSE 48

ZÜRICH



SuperOcean
HERITAGE
SINCE 1957



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

«Detailproblem»

Die NZZ hat vergessen,
was die Schweiz ist.

Von Roger Köppel

Eric Gujer, Chefredaktor der NZZ, Sicherheitsexperte, ein Mann mit der kontrollierten Ausdrucks-Coolness eines Nachrichtendienstlers, dabei allerdings immer auch eine gewisse sanft-ironische Zuorkommenheit verbreitend, die auf angenehme Weise seinen Ehrgeiz dämpfend überlagert, hat sich in einem Leitartikel eben für ein Rahmenabkommen, für einen institutionellen Vertrag, für eine Anbindung der Schweiz an die EU ausgesprochen.

Ich schicke voraus: Wir kennen uns. Ungefähr gleichzeitig begannen wir Ende der achtziger Jahre für die NZZ zu arbeiten, ich in der Sportredaktion, Gujer schon damals als Jungtalent auf der Überholspur des Auslandressorts. Fast zwanzig Jahre später liefen wir uns in Berlin wieder über den Weg, er Auslandskorrespondent, ich Chefredaktor einer deutschen Tageszeitung. Wir kamen bestens aus, weltanschaulich surfen wir in ähnlichen Umlaufbahnen. Wir kritisierten beide die deutsche Staatsgläubigkeit und hätten uns wohl als Liberale bezeichnet, wobei man dieses Wort damals noch gebrauchen durfte, weil es noch nicht so abgegriffen und bedeutungslos war wie heute.

In seinem jüngsten Leitartikel plädiert Gujer nun also für den europäisch-schweizerischen «Rahmenvertrag». Er ist der Meinung, dass die Schweiz ein solches Abkommen brauche, mehr noch als die EU, denn nur so könnten die «bilateralen Verträge» weiterentwickelt und der Marktzugang der Schweiz gesichert werden. Dieser «einvernehmliche Mechanismus» biete auch die Möglichkeit, auf die «Spielregeln» Einfluss zu nehmen. Für Kritiker des Rahmenvertrags hat Gujer wenig Sympathie: Sie seien «ausserpolitisch irgendwo zwischen Tells Apfelschuss und dem Jahr 1291» stehengeblieben, im Mittelalter.

Je blumiger die Metaphern, desto dürftiger die Argumente? Schauen wir uns die Sache etwas näher an. Was genau ist dieser Rahmenvertrag, den Gujer so NZZ-untypisch bunt bejubelt? Es handelt sich um ein Abkommen, das die EU seit 2008 mehr oder weniger ultimativ einfordert. Brüssel will mit der Schweiz keine weiteren Verträge mehr abschliessen und auch bestehende Verträge angeblich nicht «weiterentwickeln», solange sich die Schweiz nicht dazu bereit erklärt, sich institutionell enger mit der EU zu verschränken.

Angeblich deshalb, weil Brüssel durchaus bestehende EU-Verträge mit der Schweiz

«weiterentwickelt», obschon der institutionelle Rahmen fehlt. Vor den Sommerferien zum Beispiel erneuerte die EU das bilaterale Abkommen über die technischen Handelshemmnisse. Mit anderen Worten: Brüssel passt Verträge an, wenn es Brüssel passt. Die Drohung, es brauche institutionelle Bindungen, ist leer, aber sie wird in Bern und bei der NZZ zum Nennwert genommen.

Zurück zum Rahmenvertrag. Konkret verlangt die EU, dass die Schweiz in allen gemeinsamen Vertragsbereichen künftiges EU-Recht übernimmt. Im Streitfall soll der



«Aufgebauscht»: NZZ-Chefredaktor Gujer.

oberste Europäische Gerichtshof (EuGH) entscheiden. Ausserdem ist die Rede von obligatorischen Tributzahlungen der Schweiz an die EU im Rahmen dieser institutionellen Verschraubung.

Gujer hat recht, wenn er schreibt, dass noch nicht alles fertig ausverhandelt wurde, aber das Wesentliche steht fest: Der Bundesrat akzeptiert, erstens, die Forderung Brüssels, dass die Schweiz künftiges EU-Recht automatisch übernehmen soll. Der Bundesrat akzeptiert, zweitens, dass in einem Konfliktfall, wenn die Schweiz also eine bestimmte EUNorm nicht übernehmen will, der EuGH als

oberste Schlichtungsinstanz amtiert. Und der Bundesrat akzeptiert, drittens, dass die EU Sanktionen verhängen kann, wenn sich die Schweiz der Rechtsübernahme verweigert. Noch offen ist, wer im konkreten Fall das Ausmass der Sanktionen definiert. Hier ist von einem Schiedsgericht die Rede, das den Richterspruch des EuGH vollstrecken soll.

Rahmenvertrag: Das ist, wie wenn der FC Zürich im Cup-Final auswärts gegen den FC Basel spielt, wobei die Basler nicht nur die Regeln einseitig festlegen, sondern im Zweifelsfall auch den Schiedsrichter stellen. Keiner, der noch bei Trost ist, würde sich freiwillig auf eine solche Versuchsanlage einlassen.

Gujer nennt die «fremden Richter», also die Frage der auswärtigen Gerichtsbarkeit durch den EuGH, abschätzig ein «willkürlich aufgebauschtes Detailproblem». Das ist es nicht. Im Gegenteil. Der EuGH ist nicht einfach ein gewöhnliches neutrales zwischenstaatliches Gericht, sondern sein Auftrag ist es, präzise in den EU-Satzungen definiert, dafür zu sorgen, «dass EU-Recht in allen EU-Mitgliedsländern auf die gleiche Weise angewendet wird [...] und dass Länder und EU-Institutionen das EU-Recht einhalten». Es ist undenkbar und weltfremd, anzunehmen, dass dieses Gericht in einem Konfliktfall zwischen der EU und der Schweiz unparteiisch urteilen wird. Der EuGH ist das Machtinstrument, mit dem die EU ihr Recht durchsetzt.

Der von Gujer so unkritisch und falsch beschriebene EU-Rahmen dient somit nicht den Interessen der Schweiz, er dient den Interessen der EU. Was der NZZ-Chef einen «einvernehmlichen Mechanismus» nennt, ist die faktische Unterstellung der Schweiz unter fremdes Recht und fremde Richter. Und wer sich einer anderen Macht rechtlich unterstellt, verkehrt mit dieser Macht eben nicht mehr «bilateral», wie Gujer schreibt, also zweiseitig, gleichberechtigt, auf Augenhöhe, sondern von unten nach oben in einem Untertanenverhältnis wie zwischen Herr und Knecht.

Was ist die Schweiz? Die Schweiz ist eine Staatsform, ist ein Staat, in dem die Bürgerinnen und Bürger das Sagen haben. Dahinter steht die praktische Einsicht, dass es bei uns besser herauskommt, wenn die direkt Betroffenen selber entscheiden, massgeschneidert, als wenn die Entscheidungen in entlegenen Fürstenthöfen oder in Glaspalästen für sie getroffen werden.

Liberale wie Gujer haben vergessen, oder sie haben es noch nicht gemerkt, dass die Freiheit, dank der die Schweiz floriert, keine abstrakte Sache ist, sondern das Resultat einer konkreten institutionellen Ordnung. Die Schweiz ist direktdemokratisch, föderalistisch, neutral und unabhängig, oder sie ist nicht mehr die Schweiz. Ganz einfach: Die Schweiz geht zugrunde, wenn man sie einer anderen institutionellen Ordnung unterstellt.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE



Fluch und Vermächtnis: Prinzessin Diana. Seite 12



Neue Erkenntnisse zur Erderwärmung: Seite 40



«In der Schweiz schauen sie dich komisch an, wenn du sagst, du willst Weltmeister werden.»

Kariem Hussein: Seite 30

Titelgeschichte

- 16 **Die Enteignung des Bauern Ueli K.**
Intrigen hinter dem vermeintlichen Pferdequälerskandal in Hefenhofen

Kommentare & Analysen

- 6 **Editorial**
11 **Kommentar**
Starke Volksrechte
12 **Kopf der Woche** Neue Dynamik um Prinzessin Diana
20 **Mörgeli** Pfuschen mit Doris
20 **Bodenmann**
Die Super-Trümmer-Frauen
21 **Medien** Welche Blätter haben Auflage verloren und welche nicht?
21 **Die Deutschen**
Merkels letztes Aufgebot

Interviews

- 36 **Philipp Gmür** Der Helvetia-CEO erklärt, warum er die Rentenreform 2020 befürwortet
30 **Kariem Hussein** Der erfolgreiche Schweizer Hürdenläufer über seine Ziele und seine ägyptischen Wurzeln
64 **Suzi Quatro** Die britische Sängerin verrät, wie lange sie noch in Lederhosen auftreten will
73 **Mark Backé** Der Direktor der neuen Automesse «Grand Basel» über den Reiz des Sammelns

Inland

- 22 **Abu Ramadan** Die falsch übersetzten Zitate des Bieler Hasspredigers
24 **Milder Umgang mit Sozialfällen**
Wenn Ausländer auf Staatskosten leben

- 25 **Ernährungssicherheit** Was bringt der Verfassungsartikel?
26 **Pierre Maudet** Der Bundesratskandidat gilt als EU-Turbo
27 **Gegenrede** Staatsrat Pierre Maudet über seine Leistungsbilanz
28 **Das Doppelleben der Doppelbürger**
Die zweifache Staatsbürgerschaft
32 **Luftverteidigung** Schicksalsfrage für Bundesrat Guy Parmelin
33 **Jura-Konflikt** Abstimmungen in Belprahon und Sorvilier
34 **Doris Leuthard** Analyse der Rede zur AHV-Abstimmung
35 **Propaganda** Die Taktik der Befürworter der Rentenreform

Ausland

- 42 **Junta im West Wing** Die Mission der Generäle im Weissen Haus
43 **Trumps Woche** «Inspiration für alle»
45 **Ausland** Nordkorea
Test einer Wasserstoffbombe
46 **Blitzkrieg der Mitmenschlichkeit**
Matthias Matussek über Deutschlands moralischen Imperialismus
48 **Brief aus Berlin**
Deutschland in der Gartenlaube
49 **Italien** Umgang mit dem Verbrechen am Strand von Rimini
50 **Die betrogene Nation** Die Kurden im Nordirak wollen ihren eigenen Staat
53 **Kurdistan** Risiko für den Nahen Osten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Meister Mack und seine Kinder**
Die abenteuerliche Geschichte eines Schwarzwälder Familienunternehmens
40 **Klimawandel** Australische Forscher kommen zu neuen Erkenntnissen

- 41 **Houston** War Hurrikan «Harvey» wirklich «beispiellos»?
62 **Geschichte** Die Autobiografie von Adolf Eichmann
63 **Unwahrscheinlich wahrscheinlich**
Mathematik des Zufalls

Kultur & Gesellschaft

- 54 **Ikone der Woche** Nachruf auf Weltwoche-Cartoonist Hans Sigg
56 **König des Unterengadins**
Der Künstler Not Vital hat es zu einem Vermögen gebracht
60 **Die Musen der Frauen** Geschichten grosser Künstlerinnen
72 **Yvonne Reichmuth** Modedesignerin

Rubriken

- 11 **Im Auge** Alain Delon, Hut-Symbol
14 **Personenkontrolle**
15 **Nachruf** Walter Becker
60 **Die Bibel** Homo oeconomicus
66 **Jazz** Christian Sands
67 **Knorr** «The Promise»
67 **Knorrs Liste**
68 **Thiel** Zum Henker
68 **Namen** Das Geheimnis des Glücks
68 **Fast verliebt** Sapiosexuelle
69 **Unten durch** Ölwechsel (2)
70 **Wein** Besichtigung eines Denkmals
71 **Auto** Chevrolet Corvette Grand Sport
74 **Darf man das? / Leserbrief**

Sonderflug im Airbus A340 der Edelweiss Air nach Alaska–Japan–Fidschi–Australien– Reise in 23 Tagen um die Welt

Reisedatum 05.09.–27.09.2018



Höhepunkte Ihrer Reise

- ✓ Eigener Airbus A340-300 der Edelweiss Air
- ✓ Erstklassig wohnen und essen
- ✓ Attraktives Besichtigungsprogramm

Herzlich willkommen auf unserem Weltrundflug!

Zum ersten Mal in der 122-jährigen Firmengeschichte organisiert Twerenbold Reisen für Sie einen Flug rund um die Welt, zusammen mit der Schweizer Fluggesellschaft Edelweiss Air, einer Schwestergesellschaft von Swiss. Der gecharterte Airbus ermöglicht uns, die Welt auf unbekannteren Routen zu entdecken; sieben Länder und vier Kontinente in 23 Tagen! Während der ganzen Reise werden Sie von einem sympathischen Twerenbold-Team begleitet und bestens betreut.

Ihr Reiseprogramm

1. Tag: Flug Zürich–Anchorage.

Flug mit Edelweiss Air A340-300 nach Anchorage in Alaska. Flugdauer zirka elf Stunden.

2. Tag: Anchorage.

Auf einer Stadtrundfahrt lernen wir die Sehenswürdigkeiten der grössten Stadt Alaskas kennen.

3. Tag: Anchorage, Ausflug Seward.

Schiffahrt durch die Kenaj Fjords. Dabei sehen wir verschiedene Meeressäuger und Seevögel aus nächster Nähe. Ebenso überwältigt uns das eindrucksvolle Spektakel von kalbenenden Gletschern. Rückfahrt mit der Alaska Railroad.

4./5. Tag: Flug Anchorage–Tokyo.

Beim Flug nach Tokyo überfliegen wir die Datumsgrenze. Die Metropole Japans erreichen wir nach einem rund achteinhalb-stündigen Flug. Auf unserem ersten Teil der Stadtrundfahrt erhalten wir einen Eindruck von der immensen Grösse der Stadt und erfahren einiges über die jahrhundertealte japanische Geschichte und Tradition.

6. Tag: Tokyo, Bahnfahrt Tokyo–Kyoto.

Zweiter Teil unserer Stadtbearbeitung. Der Hochgeschwin-

digkeitszug «Shinkansen» bringt uns anschliessend in rund zweieinhalb Stunden nach Kyoto.

7. Tag: Kyoto.

Der heutige Tag steht ganz im Zeichen von Kyoto, dem kulturellen Herz des Landes.

8. Tag: Kyoto, fak. Ausflug Nara.

Tag zur freien Verfügung oder Ausflug ins nahegelegene Nara, das buddhistische Zentrum Japans mit vielen gut erhaltenen Tempeln.

9. Tag: Flug Osaka–Nadi.

Transfer nach Osaka, weil Kyoto keinen eigenen Flughafen besitzt. Unser Flug nach Nadi dauert rund neuneinhalb Stunden. Im Inselparadies Fidschi lassen wir die Seele baumeln und geniessen die weissen Sandstrände und die tropische Vegetation.

10. Tag: Nadi, fak. Ausflug «tropisches Fidschi».

Tag zu freien Verfügung oder Ausflug zum Garten des schlafenden Riesen mit einer beeindruckenden Orchideensammlung. Besuch des Gemüse- und Früchtemarktes.

11. Tag: Nadi, Schiffsausflug Insel Tivua.

Per Segelschiff geht es auf die magische Insel Tivua. Umrundet



Frühbuchungsrabatt
Fr. 1000.–
 bis 30.09.2017



Sydney mit dem berühmten Opernhaus

von weissen Sandstränden und umgeben von einem Korallengarten ist die Insel ein wahres Südseejuwel.

12. Tag: Flug Nadi-Sydney.

Unser Weiterflug nach Sydney, dem südlichsten Punkt unserer Weltreise, dauert rund fünf Stunden. Hafenumrundung mit Abendessen an Bord.

13. Tag: Sydney.

Auf einer geführten Rundfahrt lernen wir die Höhepunkte dieser lebendigen und abwechslungsreichen Stadt kennen. Das weltberühmte Sydney Opernhaus ist sicherlich der magische Anziehungspunkt für alle Besucher. Möglichkeit zum Besuch eines Musikanlasses im Opernhaus.

14. Tag: Sydney, fak. Ausflug Blue Mountains.

Tag zur freien Verfügung oder Ausflug in den Blue Mountains Naturpark. Die Landschaft mit steilen Schluchten, Wasserfällen, Eukalyptus-Wäldern und der bekannten Felsformation «Three Sisters» ist ein herrliches Beispiel für Australiens Vielfalt. Besuch des Featherdale Wildlife Parks.

15. Tag: Flug Sydney–Singapur.

Unser Flug in den Stadtstaat Singapur, das führende Wirtschaftszentrum Südasiens, dauert rund achteinhalb Stunden.

16. Tag: Singapur, fak. Abendprogramm «Singapore by night».

Geführte Stadtrundfahrt. Wir treffen auf interessante Quartiere wie Chinatown und Little India. Den Kontrast bilden das moderne Finanzzentrum und das Einkaufs-Eldorado, die Orchard Street. Abendprogramm «Singapore by night» mit Besuch der Aussichtsplattform des Marina Bay Sand's Skypark.

17. Tag: Flug Singapur–Mauritius.

Die farbenprächtige Insel Mauritius im Indischen Ozean erreichen wir nach rund acht Stunden Flugzeit.

18. Tag: Mauritius.

Heute geniessen wir einen erholsamen Tag in unserem schönen Hotel am wunderschönen Sandstrand.

19. Tag: Mauritius, fak. Ausflug Botanischer Garten Pamplemousses und Port Louis.

Gemütlicher Tag im Hotel oder Ausflug in den Botanische Garten in Pamplemousses. Er erwartet uns mit schönen Spazierwegen, Palmenalleen, tropischen Zierpflanzen, Lotusteichen und duftenden Gewürzpflanzen. Besuch der quirligen Hauptstadt Port Louis mit ihren Märkten und schönen Kolonialhäusern.

20. Tag: Mauritius, fak. Ausflug Chamarel.

Tag zum entspannen im Hotel oder Besuch der siebenfarbigen Erde von Chamarel, eine rot-violette Hügellandschaft, sowie einer Rumfabrik in Chamarel. Führung und Rumverkostung.

21. Tag: Flug Mauritius–Dubai.

Flug mit unserem Airbus in rund sieben Stunden nach Dubai.

22. Tag: Dubai.

Auf einer ausgedehnten Stadtrundfahrt lernen wir die Metropole Dubai kennen. Die Vielfalt der Stadt ist überwältigend und lockt ihre Besucher mit dem Zauber von Alt und Neu: von der eleganten Moschee bis zum architektonischen Wunderturm. Am Abend kommen wir in den Genuss der grössten Wasserspiele der Welt.

23. Tag: Flug Dubai–Zürich.

Rückflug in rund sechseinhalb Stunden nach Zürich.

Detailprogramm unter www.twerenbold.ch

Programmänderungen vorbehalten.

Preise pro Person in Fr.
 in Economy-Klasse **19 990**
 in Economy Max **24 890**

Reisedatum 2018 (Mi – Do)
 05.09.–27.09.

Unsere Leistungen

- Weltrundflug mit Sonderjet Airbus A340-300 der Edelweiss Air in der gebuchten Klasse
- Hochwertige Mahlzeiten und Getränke sowie ausgezeichneter Service an Bord (inkl. alkoholischer Getränke)
- 30 kg Freigepäck (Business-Klasse 40 kg)
- Alle Flugnebenkosten (Wert Fr. 375)
- Reservierter Sitzplatz auf der ganzen Reise
- Transfers und Ausflüge mit komfortablem Reisebus (ausg. fak. Ausflüge)
- Fahrt mit Shinkansen-Hochgeschwindigkeitszug von Tokyo nach Kyoto in 2. Klasse
- 21 Übernachtungen in Erstklasshotels (gutes Mittelklasshotel in Anchorage)
- Mahlzeiten: 21 x Frühstück, 5 x Mittagessen, 15 x Abendessen
- Getränkepauschalen bei den eingeschlossenen Hauptmahlzeiten
- Ausflüge, Eintritte, Besichtigungen gemäss Programm (aus. fak. Ausflüge 8., 10., 13., 14., 16., 19., 20. Tag)
- Eigener Bordarzt
- Deutschsprachige Reiseleitung an allen Reisezielen
- Informationsabend vor der Reise
- Gepäckträgergebühren
- Trinkgelder für Lokalreiseleiter und Busfahrer
- Erfahrenes Twerenbold Reisebegleitungs-Team

Nicht inbegriffen

· Doppelzimmer zur Alleinbenutzung	2 695
· Sitzplatzzuschläge Economy-Klasse:	
– freier 2. Sitzplatz im Mittelteil	3 000
– freier 2. Sitzplatz am Fenster	4 900
– 2-er Reihe Fensterseite	2 000
· Sitzplatzzuschläge Economy-Klasse und Economy Max:	
– vorderste Reihe Fensterseite	3 000
– vorderste Reihe Mittelplätze	500
· Fakultative Ausflüge (Vorausbuchung notwendig):	
– Nara inkl. Mittagessen	180
– Tropisches Fidschi	55
– Sydney Opernhaus	Details folgen
– Blue Mountains inkl. Mittagessen	170
– Singapur bei Nacht inkl. Abendessen	140
– Port Louis inkl. Mittagessen	95
– Chamarel inkl. Mittagessen	115
· Annullierungskosten- & Assistance-Vers.	ab 109
· Persönliche Ausgaben	

Ihre Hotels

	Nächte	off. Kat.
The Lakefront, Anchorage	3	***
The New Otani The Main, Tokyo	1	*****
Nikko Princess & Granvia, Kyoto	3	****
The Westin Denarau Island, Nadi	3	*****
Amora Jamison, Sydney	3	*****
Shangri-La, Singapur	2	*****
Trou aux Biches Beachcomber, Mauritius	4	*****
The Westin Al Habtoor City, Dubai	2	*****





«Victoria-Jungfrau» – «Top of Europe» – Bellini-Oper Höhenflug in drei Akten

Gönnen Sie sich eine Auszeit auf höchstem Niveau. Mit diesem Leserangebot erleben Sie das atemberaubende Panorama auf dem Jungfrauoch – und am Abend geniessen Sie die Oper «Bianca e Fernando» von Vincenzo Bellini im legendären «Salle de Versailles» des «Victoria-Jungfrau» in Interlaken.

Auf dem Jungfrauoch spürt man sofort: Hier oben – auf 3454 Metern über Meer – ist man in einer anderen Welt. Auf der einen Seite schweift der Blick ins Mittelland und bis zu den Vogesen, auf der anderen über den Aletschgletscher, gesäumt von imposanten Viertausendern. Diese Impressionen sind die majestätische Einstimmung auf ein nicht weniger beeindruckendes Abendprogramm.

Zur Aufführung gelangt die Belcanto-Rarität «Bianca e Fernando». Von Vincenzo Bellini im Alter von 24 Jahren komponiert, weist das Werk bereits auf die spätere Meisterschaft des Künstlers hin. Im Chor «Tutti siam'» erkennt man die Atmosphäre des Meisterwerks «Norma». Gesungen werden die Hauptpartien von vielversprechenden Nachwuchstalente: Eva Fiechter (Bianca) und Michael Feyfar (Fernando).

Sie logieren im ehrwürdigen «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa». Mit seinen 224 Zimmern – davon 102 Junior Suiten und Suiten – ist das Victoria-Jungfrau gross genug, um das Attribut «Grand» zu führen, und dennoch überschaubar genug, um seinen über 150 Jahre gewachsenen Charakter und das einzigartige Cachet zu bewahren. Und der 5500 Quadratmeter grosse

Spa-Bereich kann mit seiner Vielgestaltigkeit ohne weiteres als einzigartig bezeichnet werden.

Programm:

Freitag: Individuelle Anreise

Samstag:

- Fahrt mit der Jungfrauabahn zur höchstgelegenen Bahnstation Europas
- Apéro und Erlebnisrundgang zu Bau und Geschichte der Jungfrauabahn
- Besuch des Eispalastes und der Aussichtsplattform «Sphinx»
- Lunch im Gletscherrestaurant
- Champagner-Apéro im «Victoria-Jungfrau»
- Einführung in die Bellini-Oper durch Regisseur Peter George d'Angelino Tap
- «Bianca e Fernando» (Plätze in der 1. Kategorie)
- Galadiner mit sämtlichen Solisten inkl. musikalischer Darbietungen

Sonntag: Individuelles Programm, Rückreise

Detaillierte Informationen auf www.weltwoche.ch/platinclub;

Programmheft auf www.opera-stmoritz.ch

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot: Oper in Interlaken mit Erlebnisreise aufs Jungfrauoch

Datum:

Freitag, 17., bis Sonntag, 19. November 2017

Leistungen:

- Oper inkl. Champagner-Apéro, Pausengetränken und Galadiner
- Zimmer «Victoria-Jungfrau» inkl. Frühstück und Spa
- Fahrt aufs Jungfrauoch inkl. Apéro und Mittagessen
- Gastreferat von Prof. Dr. Martin Meuli über die Operation am ungeborenen Kind
- Alle Eintritte inklusive

Spezialpreise:

- Im Doppelzimmer, pro Person: Fr. 850.– (statt Fr. 970.–)
- Zuschlag Einzelzimmer: Fr. 280.–
- Zuschlag Deluxe mit Jungfrau-Blick, pro Person: Fr. 50.–
- Zuschlag Junior Suite, pro Person: Fr. 100.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr VIP-Arrangement unter Tel: 044 920 44 88 oder per Mail an info@opera-stmoritz.ch. Bitte Platin-Club-Mitgliedschaft erwähnen.

Veranstalter:

Opera St. Moritz AG
www.opera-stmoritz.ch
www.victoria-jungfrau.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Starke Volksrechte

Von Katharina Fontana — Das Parlament hat seine Pläne, das Initiativrecht einzuschränken, schrittweise beerdigt. Das ist eine gute Nachricht.



Keine Wagnisse: Initianten in Bern, 17. Juli.

Vor drei Jahren wurde im Ständerat sozusagen der staatspolitische Notstand ausgerufen. Grund war die steigende Zahl von Volksinitiativen: Das Volk reiche viel zu viele Begehren ein, und höchst mühsame dazu, wurde kritisiert. Die Frustration war gross, hatten die Stimmberechtigten doch zuvor mehrmals Forderungen gutgeheissen, von denen das Parlament nichts wissen wollte, wie etwa die Abzocker- oder die Ausschaffungsinitiative. Das Fass zum Überlaufen brachte dann die Erbschaftssteuerinitiative, die Erbschaften kurzerhand auch rückwirkend belasten wollte, sowie die detailliert ausformulierte Durchsetzungsinitiative, durch die sich viele Parlamentarier in respektloser Weise übergangen fühlten.

Man dürfe dem Volk nicht mehr alles durchgehen lassen, meinten die Ständeräte damals und wollten das Initiativrecht durch neue materielle Schranken eingrenzen: Es brauche neu ein Rückwirkungsverbot, hiess es, auch sei zu prüfen, ob Initiativen künftig die «Grundprinzipien der Verfassung» zu respektieren hätten.

Heute nun, nach etlichen Sitzungen, Expertenrunden und umfangreichen Berichten, ist von den hochfliegenden Plänen nichts mehr übrig. Und das ist gut so. Volksrechte müssen einfach und verständlich sein, sie

brauchen klare Regeln. Man muss wissen, was gilt. Wer den Griff zur Initiative unbedingt erschweren will, der soll sich für höhere Unterschriftenzahlen oder für kürzere Sammelfristen starkmachen. Es wäre hingegen falsch, sich Volksbegehren mit juristischen Mitteln vom Leib zu halten. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil solche Klauseln sehr unterschiedlich interpretiert werden können. In welchen Fällen beispielsweise eine unzulässige Rückwirkung vorliegt, ist häufig nicht eindeutig zu beantworten. Auch was unter den Begriff der «Grundprinzipien der Verfassung» fällt, ist nebulös: der unantastbare Kerngehalt der Grundrechte? Oder auch so offene Normen wie das Verhältnismässigkeitsprinzip, das praktisch beliebig als Argument gegen Initiativen eingesetzt werden kann? Das Parlament würde sich damit regelmässig dem Vorwurf aussetzen, Begehren willkürlich für ungültig zu erklären und dem Urnengang zu entziehen.

Tückische Gegenvorschläge

Die Volksvertreter tun also gut daran, Initiativen nicht zum Voraus juristisch abzuwürgen, sondern weiterhin politisch zu bekämpfen. Und das gelingt durchaus: So wurden etwa die Erbschaftssteuer- sowie die Durchsetzungsinitiative, über die man sich im Parlament masslos ärgerte, später an der Urne bachab geschickt. Auch zeigt ein Blick auf die mehr als 125-jährige Geschichte des Initiativrechts, dass sich die Stimmberechtigten an der Urne nicht zu Wagnissen haben hinreissen lassen. Keines der insgesamt 22 Begehren, die bei Volk und Ständen Erfolg hatten, kann als unverantwortlich bezeichnet werden.

Wohl um nicht mit ganz leeren Händen dazustehen, hat die zuständige Ständeratskommission doch noch eine kleine Änderung beschlossen, wie sie vor wenigen Tagen mitgeteilt hat. So fordert sie die Bundeskanzlei auf, die indirekten Gegenvorschläge, die das Parlament als Alternative zu Initiativen erarbeitet, jeweils in den Abstimmungs-erläuterungen des Bundesrates zu publizieren. Damit soll die Transparenz für die Stimmberechtigten erhöht werden. Allerdings hat auch diese Idee ihre Tücken: Gegenvorschläge können nämlich sehr umfangreich sein, seitenlange Gesetzesänderungen umfassen und letztlich dazu führen, dass aus dem Abstimmungsbüchlein ein Abstimmungswälzer wird.

Borsalino



Alain Delon, Hut-Symbol.

In der Blüte der Hüte, als Mann sich nicht ohne Kopfbedeckung auf die Strasse wagte, trugen ihn Theodore Roosevelt, Winston Churchill, Al Capone, sogar Papst Johannes XXIII. In «Casablanca» überschattete seine elegante Krempe in der Abschiedsszene die feuchten Augen Humphrey Bogarts und Ingrid Bergmanns (sie trug das Damenmodell). Und 1970 hiess dann ganz einfach der Film «Borsalino», mit Alain Delon, dem Undurchschaubaren, als Gangsterboss mit Borsalino und Maschinenpistole. (Er spielte auch privat im nie aufgeklärten Mord an seinem Ex-Leibwächter eine rätselhafte Rolle.) Der nobelste Hut seit 1857, jedes Exemplar handgefertigt nach Mass in 120 Arbeitsstufen im piemontesischen Alessandria, später auch in Filialen, der Filz aus 150 Gramm Kaninchen- und Biberhaar. Der Letzte der Borsalino-Gründerfamilie starb 1979. Inzwischen hat die Firma 20 Millionen Euro Schulden und 15 Millionen Steuerrückstände. Der Hut ist der Kriminalfall. Zuletzt gehörte die Weltmarke dem Finanzjongleur Marco Marenco, 59, der einen betrügerischen Bankrott von 3,5 Milliarden Euro hinlegte und 2016 zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, aber zu Hausarrest begnadigt wurde, den er umdribbelt, indem er sinnvollerweise ein Ökonomiestudium begonnen hat. Was wird aus Borsalino? Wird die zwangsverwaltete Firma mit den übriggebliebenen 114 Angestellten (einst waren es über 2000) liquidiert? Fällt sie in die Konkursmasse des Gauners Marenco und wird versteigert? Oder zieht sich Borsalino in letzter Stunde am eigenen Hut aus dem Schlamassel mit Hilfe eines weisen Ritters? Genannt werden übliche Verdächtige, der katarische Staatsfonds, der US-Investor Carlyle, ein unbekannter Chinese namens Bo Zhang. Alain Delon wird das wenig kümmern. Er trauert um seine frühere Lebenspartnerin Mireille Darc, die auf dem Friedhof Montparnasse zu Grabe getragen wurde, «die Liebe meines Lebens». In «Borsalino» spielte sie eine Prostituierte, und Delon nahm nicht einmal im Bett den Hut ab. Peter Hartmann



Wie eine Figur aus Grimms Märchen: Prinzessin Diana mit Söhnen Harry (l.) und William (r.), 1995.

Kopf der Woche

Dianas Fluch und Vermächtnis

Von Julie Burchill — Das hochemotionale Gedenken an Prinzessin Diana entwickelt zwanzig Jahre nach ihrem Tod politische Dynamik. Sollte Prinz Charles jemals den Thron besteigen, gäbe es einen Aufruhr, gegen den der Brexit wie ein harmonisches nationales Freudenfest anmutet.

Letzte Woche jährte sich zum zwanzigsten Mal der Todestag von Prinzessin Diana. Ich selbst, obschon überzeugte Republikanerin, habe sie sehr bewundert. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen: Meine Mutter zerrt mich aus dem Kino, weil ich mich weigere, am Ende der Vorstellung von «Born Free» (welch ironischer Titel!) in die Nationalhymne einzustimmen. Ich erkannte von Anfang an etwas Subversives unter Dianas scheuer Upperclass-Fassade. In ihrer Bitte, das Wort «gehorschen» aus dem Ehegelöbnis zu streichen, blitzte bereits ihr rebellischer Geist auf, dessen Eigensinn in dem Spruch auf

ihrem Schreibtisch ihren Ausdruck fand: «Man kann die Beladenen nicht stärken, ohne die Starken zu beladen.»

Zwanzig Jahre. Wie die Zeit vergeht! Am 31. August musste ich daran denken, als ein spinnerter alter Misanthrop – dem selbst sein barbarisches Jagdvergnügen wichtiger ist als die Nation, Zitat Prinz Charles: «Sollte die Labour-Regierung jemals die Fuchsjagd verbieten, werde ich auswandern und den Rest meines Lebens auf der Skipiste verbringen» – mit verklärenden Worten über seine verstorbene Frau sprach. Als sie aber noch lebte, verspottete er sie als «Märtyrerin Diana», weil sie

Aidspatienten besuchte oder lieber in einem Verkehrsflugzeug reiste, als die Staatskasse mit den unnötigen Kosten eines Privatjets zu belasten. Für den Thronfolger sind normale Menschen, denen man in einem Flieger begegnet, so bedauernswert wie Aidskranke; er schaut auf seine künftigen Untertanen herab.

Unsympathische Familie

Eine Weile schien es, als habe Prinz Charles dennoch die verbreitete Vorstellung entkräften können, er und Camilla hätten ihr Opfer Diana – ein unerfahrenes Mädchen aus zerrütetem Elternhaus, aufgewachsen mit Liebes-

romanen und reif dafür, dem Thronfolger Kinder zu schenken – zermürbt und kaltblütig zur Strecke gebracht. Für die Öffentlichkeit waren die beiden zwei unglücklich Liebende, die sich vielleicht nicht immer einwandfrei verhalten haben – aber in der Liebe und im Krieg ist ja alles erlaubt, und die Liebe überwindet schliesslich alles. So erforschen wir unser Gewissen und stossen auf das beruhigende Klischee, gemäss dem es heuchlerisch sei, von öffentlichen Figuren einen moralischen Lebenswandel zu verlangen, dem man doch selbst nicht genügen kann.

Ich muss aber sagen, dass mich der Medienrummel mit seinen Sensationen und Rührseligkeiten, zu dem ich in den vergangenen zwanzig Jahren durchaus beigetragen habe, einigermassen überrascht hat. Ich hatte gedacht,

Nur ein Sohn Dianas wäre imstande, die zerrissene Nation zu einen.

Dianas zwanzigster Todestag könnte ein Tag bitterer Erkenntnis sein. Wir würden uns bewusst machen, dass ihr vielversprechendes, rebellisches Leben ganz sinnlos endete, während das kalte, unbeirrbar Haus Windsor sich mühsam dahinschleppt und inzwischen eindrucksvolle, strahlende junge Frauen akzeptiert – heute Kate, als Nächstes Meghan –, um der unsympathischsten Familie seit den Munsters zu einem etwas freundlicheren Image zu verhelfen.

Co-vorsitzendes Scheusal

Im Frühjahr berichtete die *Daily Mail*: «Inzwischen wird die Möglichkeit sondiert, dass Prinz Charles eine grössere Rolle einnimmt, die ihn praktisch zum <Co-Vorsitzenden> der Königsfamilie machen würde ... Schon lange ist der Königin bewusst, dass ihr ältestes Kind ein alter Mann sein wird, bevor er den Job übernimmt, für den er geboren wurde – in einem Alter, in dem andere Männer längst in Rente sind. So kam der Gedanke auf, der nun verfassungsmässige Realität werden könnte, dass nämlich der Prince of Wales zum <Co-Vorsitzenden> der Firma befördert wird ... Für ihn wäre das die allerletzte Gelegenheit, allen Zweiflern zu beweisen, dass er tatsächlich das Zeug dazu hat, König zu sein ...»

Als ich das las, überlegte ich schon (um Prinz Charles zu paraphrasieren), wohin ich auswandern würde, um nicht als «Untertanin» dieses Scheusals leben zu müssen. Doch wie William Goldman einst über Hollywood sagte und wie sich beim Brexit zeigte: «Niemand weiss etwas.» Denn die erwartete emotionale Gedenkveranstaltung (für den Moment befriedigend, letztlich aber irrelevant) entwickelte politische Kraft. All die Fans, die Dianas gedachten, haben Charles faktisch unter einer neuen Lawine öffentlicher Antipathie begrä-

ben. Diana hat noch immer eine dynamische Präsenz, nimmt aus dem Grab heraus Einfluss auf die Geschichte, wie sich das ihre treuesten Anhänger nicht hätten träumen lassen.

William an die Macht

Laut einer You-Gov-Meinungsumfrage im Juli waren nur 36 Prozent der Befragten der Ansicht, Prinz Charles sei gut für die Monarchie, während es 2013 noch 60 Prozent gewesen waren; 27 Prozent fanden seinen Einfluss schlecht, vor vier Jahren waren es 15 Prozent. Aber wenn man es positiv nimmt, wird er nie mehr auf die Popularität der Frau an seiner Seite eifersüchtig sein müssen wie einst, denn nur 18 Prozent waren mit Camilla einverstanden, und nur 14 Prozent möchten sie als Königin sehen. 39 Prozent finden, sie solle den Titel Prinzessingemahlin annehmen, und 30 Prozent finden, sie solle überhaupt keinen Titel tragen. Einzig Dianas Söhne durchbrachen diese Spirale öffentlicher Ablehnung – Prinz Williams Zustimmungswerte lagen bei 78 Prozent, Prinz Harrys bei 77 Prozent.

Diana wollte viel mehr, als sich auf ausländischen Jachten zu amüsieren und mit den Reichen und Schönen dieser Welt abzuhängen (was aus Sicht ihrer Kritiker ihre eigentliche Bestimmung war). Sie wollte vor allem, dass Charles von der Bildfläche verschwindet und William den Thron besteigt. Gegenüber Andrew Morton erklärte Diana in den berühmten Tonbandaufnahmen: «Wenn ich mein eigenes Drehbuch schreiben könnte, dann wäre es so, dass mein Mann mit seiner Lady das Weite sucht ... Dann könnten ich und die Kinder den Namen Wales fortführen.»

Visionäre Mutter

Und es scheint, als hätte die visionäre Mutter doch etwas bewirkt. Am Ende waren es nicht die Indiskretionen der Presse, die einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeiführten, sondern die Erinnerungen der Prinzen an ihre Mutter, deren Einsatz für die Schwachen sie besonders hervorhoben. All das zeigt, dass der Einfluss von «Märtyrerin Diana» viel stärker ist als die Selbstbezogenheit ihres arroganten Ehemannes. Es ist eine der grossen Tragikomödien unseres Landes, dass ein Mann, der mit den Pflanzen spricht und an Homöopathie glaubt, sich selbst für völlig normal hält, anderen Menschen aber, die unter Depressionen und Bulimie leiden und sich Verletzungen zufügen, den Rat erteilt, sie sollten sich gefälligst zusammenreissen und als Gebärmaschine funktionieren.

«Sie wird nicht leise verschwinden!», sagte Diana einmal von sich. Und sie ist ja noch immer da, schaut anerkennend und mit verständlichem Stolz zu, wie ihre Söhne sich abwenden von dem Modell der arrangierten Ehe mit einer aristokratischen jungfräulichen Braut, das in ihrem eigenen jungen Leben für so viel Kummer und

Schmerz sorgte. Der Ältere erwählte stattdessen die elegante Tochter einer Stewardess, in die er sich sofort verliebte, als sie bei einer Modenschau in einem durchsichtigen Kleid auftrat. Und der Jüngere hat sich in eine ältere, geschiedene, dunkelhäutige Schauspielerin von atemberaubender Schönheit verguckt. Beide Männer, die im Gegensatz zu ihrem emotional beschränkten Vater sehr wohl wissen, was Liebe bedeutet, scheinen unablässig über ihr Glück zu staunen, Frauen solchen Kalibers gefunden zu haben, die bereit sind, ihr Leben mit ihnen zu teilen.

Wenn alle anderen Argumente der Monarchisten versagen, sprechen sie gern von der einigenden Funktion der Royals. Der Queen ist das so hervorragend gelungen, dass selbst fanatische Republikaner wie ich ihr aussergewöhnliches Pflichtbewusstsein anerkennen müssen. Sollte aber Prinz Charles je den Thron besteigen, wird hierzulande ein solcher Tumult ausbrechen, dass der Brexit dagegen wie ein grosses Volksfest anmutet. «Dies ist der Stoff, aus dem Märchen gemacht sind», sagte der Erzbischof von Canterbury einst bei jener tragischen Vermählung. Nur ein Sohn Dianas wäre imstande, die zerrissene Nation zu einen, und sei es nur für die Dauer eines Strassenfests. Und das ist Dianas Fluch und Vermächtnis – der Ausgang eines geradezu grimmschen Märchens.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Pensionierung:

Wichtiges
bespricht man mit
dem Experten.



Vermögens
Zentrum

www.vermoegenszentrum.ch

Personenkontrolle

Karrer, Burkhalter, Noser, Hilton, Markwalder, Wey, Binder, Graf, Fluri, LeVine, Trump, Obama, Beyer, Müller, Dürr, Schmid

Heinz Karrer, Wirtschaftslobbyist, meldet sich zurück. Nach der Klatsche, die ihm das Volk beim Urnengang zur Unternehmenssteuerreform III verabreicht hatte, verdünnte sich der Präsident des Dachverbands Economiesuisse. Jetzt aber macht er seinem aufgestauten Ärger insofern Luft, als er seinerseits Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) abwatscht. Im Interview mit der *Luzerner Zeitung* bilanziert Karrer, der scheidende Aussenminister habe sich in der Europapolitik heillos verrannt. Ein Neustart sei fällig, der Bundesrat müsse «den Mut haben, der EU zu kommunizieren, dass man einen Weg verfolgt hat, der nicht zielführend ist». Ob alles besser wird, wenn Burkhalter nicht mehr Bundesrat ist? Das sei nach Gesprächen mit den drei FDP-Papabili noch unklar, findet Karrer. Er wäre schon glücklich, wenn der künftige Aussenminister wieder mit ihm sprechen würde. (rz)

Ruedi Noser, Hobby-Aussteiger, kehrte tief beeindruckt vom legendären Hippie-Festival «Burning Man» in einer Wüste aus Nevada in die Schweiz zurück. Innerlich geläutert, gab der FDP-Ständerat aus Zürich dem *Blick* Folgendes zu Protokoll. Man tausche, lade ein, werde eingeladen, bekomme Hilfe und helfe. Durch den Dreck sähen alle gleich aus. Man sehe sich nur noch als Mensch. Weder Status, Geld noch Beruf zählten etwas. So viel zur Wahrnehmung Nosers. Aber was ist nun mit Besuchern vom Schlage einer **Paris Hilton** oder anderer Superreicher (beispielsweise aus der IT-Branche), die mit Privatjets und Helikoptern einfliegen, inklusive erlesener Speisen und Köche, wie andere Besucher anderen Zeitungen anvertrauten? (hmo)

Christa Markwalder, Wortklauberin, erweckte bisher den Anschein, als freisinnige Politikerin gegen eine vom Staat vorgeschriebene Frauenquote in Verwaltungsräten (und gegen Bürokratie sowieso) zu sein. In ihrem Smartvote-Profil, welches den Wählern eine Orientierung geben soll, beantwortete sie die Frage nach einer Frauenquote mit «eher nein». Wie die *NZZ* nun berichtet, hat die FDP-Nationalrätin in der Rechtskommission des Nationalrats einen Antrag eingereicht, im Aktiengesetz «Richtwerte» für die Verteilung der Geschlechter in Verwaltungsräten



Sexismus von links: Grüne Graf.



Nur noch Mensch: FDP-Ständerat Noser.



Vergesslich: US-Diplomatin LeVine.

festzulegen. Unternehmen, welche den Zielwert nicht erreichen, sollen umgehend unter Rechtfertigungsdruck gesetzt werden. Sie müssen, so die *NZZ*, «die Sachlage ergründen und Gegenmassnahmen ergreifen». Auf Twitter verteidigte Markwalder ihren «Kompromissvorschlag» mit dem Argument, es gehe ja nicht um Quoten, sondern um «Richtwerte». (fsc)

Natascha Wey, Wundertüte, wirbt für die 25-Stunden-Arbeitswoche. Die Präsidentin der SP-Frauen, die einst ein Volontariat bei der SP-fernen *NZZ* absolviert hat, findet das eine legitime Forderung. Jedenfalls sei ihr Ruf nach einer epochalen Umkrempelung der Arbeitswelt keine Utopie, betont sie im Interview mit der *Zeit*. Die SP-Frauen seien nicht die Juso, betont Natascha Wey; «mich interessiert das Machbare». Dazu gehöre ebenfalls, für das Frauenrentenalter 65 einzustehen. Das wiederum hat der feministischen Sozialistin seitens der Jungsozialisten den Vorwurf eingetragen, sie wolle das Frauenrentenalter 64 für mickrige 70 Fran-



Alles neu: Cheftouristiker Schmid.



Neustart: Economiesuisse-Chef Karrer.

ken verhökern. Und die Aargauer CVP-Präsidentin **Marianne Binder** fragt sich, weshalb die SP-Frauen neben der 25-Stunden-Woche nicht auch gleich Rentenalter 25 einfordern. (rz)

Maya Graf, Männerkennerin, übt sich in Sexismus von links. Die grüne Nationalrätin sprach mit der *Schweiz am Wochenende* über den Sex-Appeal von Ratskollegen. Politiker von rechten Parteien findet sie überhaupt nicht sexy, besonders dann nicht, wenn sie «laut und in den Medien omnipräsent sind». Überaus attraktiv findet sie indessen FDP-Nationalrat **Kurt Fluri**, zwar nicht auf den ersten Blick, aber auf den zweiten, «wenn man seinen beachtlichen Leistungsausweis, seine Erfolge und seinen Einfluss hinzunimmt». Und wie steht es mit dem Attraktivitätsstatus von Maya Graf selber? Über Geschmack lässt sich nicht streiten. Steigerungen sind immer möglich. Leider trägt die Biobäuerin keine kesse Tracht, sondern die langweilige Uniform aller linken Frauen über fünfzig – eine Lederjacke. (mö)

Suzi LeVine, Meisterin der selektiven Erinnerung, kritisiert die Regierung des Präsidenten **Donald Trump** wegen deren gemächlichen Tempos bei der Berufung von Diplomaten. Den Zeitungen *24 heures* und *Tribune de Genève* sagte sie Mitte August, sie registriere die «fehlende Entscheidungsfreude» mit einer Mischung aus «Traurigkeit und Verzweiflung». Elegant blendete die ehemalige Botschafterin **Barack Obamas** in Bern ihre eigene Geschichte aus: Nach seiner Wiederwahl im Jahr 2012 berief Obama seinen bisherigen Botschafter in der Schweiz, **Don Beyer**, ab, der gerne länger geblieben wäre. Mit der Entsendung von LeVine liess sich Obama über ein Jahr Zeit, so dass die Botschaft zwischen Juni 2013 und Juli 2014 verwaist war. Zu dieser Zeit tobte der US-Steuerstreit mit voller Wucht. (fsc)

Patrik Müller, Vollblutjournalist, war auch schon näher am Puls des Geschehens. Seit dem Spatenstich zum neuen Bässlergut-Gefängnis im letzten März wurden in Basel mindestens sieben Bagger oder Autos in Brand gesteckt. Die Polizei vermutet hinter den Anschlägen – einer davon fand vor dem Haus des Sicherheitsdirektors **Baschi Dürr** (FDP) statt – linksextreme Kreise. Nachdem am letzten Samstag ein Polizeiauto in Flammen aufgegangen war, bekannte sich eine linksextreme Gruppe offiziell zum Anschlag. Die *Basellandschaftliche Zeitung* berichtete kurz über den Vorfall. Ein Leser der *Aargauer Zeitung*, die zum selben Verlag (AZ-Medien) gehört, beschwerte sich bei Chefredaktor Patrik Müller und fragte, warum der Vorfall dem Aargauer Publikum vorenthalten worden war. Es handle sich bloss um eine lokale Geschichte, erwiderte Müller, immerhin habe man schon am 8. Juli über Anschläge von Linksextremen in Zürich und Basel geschrieben. Auch den anderen grossen Blättern im Land (*Tages-Anzeiger*, *NZZ*, *Blick*) war der Anschlag von links in Basel keine einzige Zeile wert. (axb)

Jürg Schmid, langjähriger Schweiz-Verkäufer mit zuletzt beschränkter Wirkung, trommelt ab Ende Jahr für die Tourismusorganisation Graubünden Ferien. Als Noch-Direktor von Schweiz Tourismus (ST) hat er in den letzten Wochen gewissermassen auch einen visuellen Strich unter seine fast zwanzig Jahre dauernde Ära an der Spitze der Tourismusorganisation gezogen. Der gegenwärtige Mietvertrag für den Hauptsitz von ST an der Tödistrasse 7 in Zürich läuft im März 2018 aus. Die Stadthalle im Zürcher Kreis 4 soll in absehbarer Zeit das neue *head office* von ST werden. Der genaue Zügeltermin steht aber noch nicht fest. Damit wechselt Schweiz Tourismus nicht bloss den Direktor, sondern beinahe im selben Aufwisch auch den Hauptsitz. (hmo)

Nachruf



Schattenmann: Walter Becker.

Walter Becker (1950–2017) — Im Grunde genommen kennt sie kein Mensch, diese ganz eigene Spezies von Superstars. Sie wirken im Verborgenen, meist entwickeln sie ihre Meisterschaft im Rücken der Auserwählten, der vom Publikum Begünstigten. Diese Schattenarmee unbekannter Virtuosen bildet ein unverzichtbares statisches Element in der Architektur der populären Musik. Mitunter werden sie – mehr aus Zufall – vom Scheinwerferlicht erfasst, wie etwa der kürzlich verstorbene Glen Campbell, der sich vor seiner glänzenden Karriere als Country-Crooner als anonyme,

gleichwohl aber begehrte Instrumental-aushilfe in den Studios von Frank Sinatra oder auch den Beach Boys herumtrieb. Meist sind es versprengte Figuren – was bleibt auch in einem Geschäft, in dem der Erfolg sein Ziel mit der Zuverlässigkeit einer Roulettekugel sucht?

Walter Becker war so ein Mann im Hintergrund. Bis er Donald Fagen irgendwann in den späten sechziger Jahren traf. Zusammen schrieben sie zunächst Auftragssongs in einem der Zimmer des legendären Brill Building, in dem schon Jahre zuvor «Twist and Shout» verfasst wurde. Es hielt sie nicht lange dort (Songs für Barbra Streisand zu schreiben kann auch ermüdend sein!). Bald fanden sie sich in Los Angeles wieder und gründeten eine Band, die den Namen eines berühmten Dildos trug: «Steely Dan» war ein Zitat aus William S. Burroughs «Naked Lunch», und dieses sehr präventios gewählte Alias skizzierte schon die Welt der beiden Sonderlinge und ihrer Musik. *Sophisticated*, arrogant – ein hochfahrendes und verführerisches Gebilde aus elegantem Big-City-Blues.

Sie hatten ihre grossen Hits, die manche in die Nähe der Eagles hieften, wie etwa «Rikki Don't Loose That Number» und andere mehr – aber ihr wahres Kunststück war, dass sie mit lässiger Geste ihr Publikum überforderten, so sehr, dass man sich beim Hören ihrer Platten verdammt cool vorkam. Der wunderbare Musiker und Schattenmann Walter Becker ist am Sonntag aus unbekanntem Gründen gestorben.

Thomas Würdehoff

«Ich freue mich auf eine Zukunft voller Gestaltungsmöglichkeiten.»

Ivy Klein
 Leiterin Geschäftsentwicklung
 Unternehmenskunden
 zum längeren, selbstbestimmten Leben

Die Enteignung des Bauern Ueli K.

Von Alex Baur — Hinter dem vermeintlichen Pferdequälerskandal in Hefenhofen verbergen sich Intrigen, die wenig mit Tierschutz zu tun haben. Mit der überstürzten Räumung des Kesselring-Hofs machten sich die Thurgauer Behörden zum willfährigen Vollstrecker fanatischer Aktivisten.



Über Nacht zum seelenlosen «Tierquäler K.» mutiert: Bauer Ueli Kesselring, 49.

Bauer Ueli Kesselring wollte gerade seine Lamas füttern, als Beamte der Kantonspolizei Thurgau in Kampfmontur auf seinen Hof stürmten. Man schrieb den 7. August. Kesselring selber hatte die Polizei mehrmals gerufen, allerdings erfolglos. Seit Tagen hatten Dutzende von Veganern und Tierschutzaktivisten seinen Hof in Hefenhofen, einem verschlafenen Weiler in der Nähe von Romanhorn, rund um die Uhr belagert. Kesselring befürchtete, dass der Mob das Gehöft jeden Moment stürmen könnte. In den sozialen Medien kursierten die wildesten Drohungen, anonym natürlich, sogar von Brandstiftung war die Rede. Doch die Polizei eilte ihm nicht zu Hilfe. Sie stand auf der anderen Seite, wie er an jenem Morgen definitiv feststellen musste.

Orchestriert wurde die Kampagne – medial wie auf der Strasse – vom Tierschutzaktivisten

Erwin Kessler, der seit zwölf Jahren einen erbitterten Kleinkrieg gegen Kesselring führt (*Weltwoche* Nr. 35/17, «Kessler gegen Kesselring»). Auslöser für die Belagerung des Hofes waren Fotos von toten, verletzten oder abgemagerten Pferden, die der *Blick* am 3. August publik gemacht hatte. Reisserische Berichte gegen Kesselring hatte es früher schon gegeben, doch diesmal eröffnete das Boulevardblatt ein veritables publizistisches Trommelfeuer auf den «Quälhof», das sich zusehends auf Regierung und Verwaltung ausweitete.

Namentlich Kantonstierarzt Paul Witzig und dessen politischer Vorgesetzter, Regierungsrat Walter Schönholzer (FDP), gerieten schwer unter Beschuss. Witzig versicherte, dass der Hof von Kesselring allein in diesem Jahr bereits sieben Mal kontrolliert worden sei, wobei man «kein akutes Tierleiden fest-

gestellt» habe. «Der Kanton weiss erst seit heute, dass die Bilder echt sind», erklärte Schönholzer gegenüber SRF aber ein Tag später, «jetzt müssen wir handeln.» Der Politiker wollte mit diesem Statement womöglich die Gemüter besänftigen und vor allem sich selber aus der Schusslinie nehmen. Erreicht hat er das Gegenteil. Tatsächlich lieferte er für viele gleichsam die amtliche Bestätigung der *Blick*-Kampagne.

Nun war kein Halten mehr. «Wenn die Regierung am Montag immer noch kein sofortiges Tierhalteverbot verfügt», orakelte Aktivist Kessler via *20 Minuten*, «was braucht es dann noch, was kann der nächste Schritt der aufgebrachten Tierschützer und der Öffentlichkeit sein? Ein Bürgerkrieg oder was?» Das war am Sonntag, dem 6. August. Eine Aktivistin vor Ort drohte am selben Tag via *Blick* offen:

«Wenn die Behörden nicht fähig sind, schreien halt wir ein!»

Am folgenden Morgen räumte die Polizei den Kesselring-Hof. Über 200 Tiere – Pferde, Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen, Lamas, Hühner und Hunde – wurden beschlagnahmt. Die meisten Milchkühe, viele von ihnen trächtig, wurden noch am selben Tag auf die Schlachtbank geführt. Nicht, weil sie krank oder unterernährt gewesen wären, sondern weil sie von einer Rasse waren, die wenig Milch gibt. Angeblich fand sich kein Käufer für die Tiere. Die Pferde kamen zur Armee nach Bern.

Gejohle und Handschellen

Vor den laufenden TV-Kameras wurden die Tiere abtransportiert, unter dem euphorischen Gejohle des Mobs. Erwin Kessler persönlich, theatralisch gekleidet mit einer schuss-sicheren Weste, machte seine Aufwartung vor Ort und liess sich von seinen ausgelassenen Fans feiern: «Wir haben gesiegt!»

Die Staatsanwaltschaft war auch auf dem Hof, allerdings nur als Beobachterin. Ein Haftbefehl lag nicht vor, vorläufig handelte es sich um eine rein administrative Massnahme, verfügt vom Thurgauer Veterinäramt. Ueli Kesselring ging freiwillig mit zur Befragung auf den Posten, seine siebzigjährige Mutter und seine Freundin Barbla leisteten angeblich

«Die Pferde waren zum grössten Teil in tadellosem Zustand», sagt Experte Christoph Saner.

Widerstand und wurden in Handschellen abgeführt. Noch am selben Tag verfügte ein Arzt die fürsorgliche Unterbringung des Bauern in der Klinik Münsterlingen. Niemand wurde verhaftet, nach einer protokollarischen Befragung kamen alle wieder frei.

Das war das bittere Ende eines Bauern. Kesselring war 49 Jahre alt. Vor einem Vierteljahrhundert hatte er mit zwei Dutzend Kühen und zehn Rossen angefangen, zu seinen besten Zeiten bewirtschaftete er über fünfzig Hektar Land. Am Schluss waren es noch gut dreissig Hektaren, immer noch eine stolze Zahl für Schweizer Verhältnisse. Stolz war Kesselring vor allem auch auf seine Zuchtlinien mit Freiburger Pferden.

Das alles war nun weg – enteignet, geschlachtet, verschachert. Kantonsveterinär Witzig verfügte ein «vorläufiges» Tierhalteverbot, das er später auf den ganzen Hof ausweitete, als sei dieser mit einem bösen Fluch belastet. Kesselring kann seinen Betrieb nicht einmal mehr verpachten. Tiefer kann ein Bauer nicht fallen. Es war das Ende einer Existenz, aber auch das Ende eines zwölfjährigen ruinösen Kleinkrieges mit Behörden und Tierschutzaktivisten, der Kesselring an den Rand des Wahnsinns getrieben hatte.

Bloss zehn Tage später, am 17. August, wurden achtzig Pferde vom Kesselring-Hof in Bern durch die Armee verschachert. Offiziell handelte es sich um eine Versteigerung, in Tat und Wahrheit war es eher eine Art Lotterie. Denn die Höchstpreise, welche die Armee aus unerfindlichen Gründen festgesetzt hatte, waren schnell ausgereizt. Die vermeintlich geschundenen Tiere fanden reissenden Absatz. Entschieden wurde per Los.

«Die Pferde waren zum grössten Teil in tadellosem Zustand», sagt Bauer Christoph Saner, der auch mitgeboten hatte, gegenüber der *Weltwoche*. Saner weiss, wovon er redet. Er ist Vorstandsmitglied und Preisrichter im Eidgenössischen Verband des reinrassigen Freiburgerpferdes (RRFB). Wenn die Tiere gequält oder misshandelt worden wären, sagt er, hätte man das an ihrem Verhalten sofort bemerkt. Es ist gemäss Saner auch nicht möglich, chronisch unterernährte oder verletzte Tiere in einer Woche wieder «aufzupäppeln».

Saner gelang es mit der Hilfe von Vereinsmitgliedern, den Hengst Charly für 2800 Franken zu ergattern. Für ihn war es ein wahres Schnäppchen. «Ich wäre bereit gewesen, für diesen Hengst bis zu 35000 Franken zu zahlen», erklärte er im Gespräch. Gemäss eigenen Angaben hatte Kesselring zuvor schon Angebote in ähnlicher Höhe für Charly ausgeschlagen. Er bezeichnet den Hengst als «Roger Federer der Freiburger – ein absoluter Knaller».

Nach der Lotterie ging der Schacher los

Charly sei wohl ein Extremfall gewesen, räumt Experte Saner ein. Der Zuchthengst stamme aus einer raren, vom Aussterben bedrohten Linie, was nur Insider hätten wissen können. Die Schätzer der Armee gehörten offenbar



Fotografierte heimlich: Barblas Nebenbuhlerin.

nicht zu ihnen. Doch sie hatten sich nicht nur bezüglich Charly verrechnet. Auch die anderen Tiere wurden unter zeitweise bis zu siebzig Bieter verlost, die bereit gewesen wären, viel mehr zu bezahlen. Viele von ihnen zogen gleich ein Los für alle Pferde. Nach der offiziellen Verkaufslotterie, so Christoph Saner, sei der Schacher erst recht losgegangen.

Einzelne Tiere hätten in der Folge gleich mehrfach den Halter gewechselt. Saner weiss von einem Hengst, der in Bern für 1800 Franken verkauft und später für 4000 Franken weiterverkauft wurde. Nur ging der Gewinn nicht an den Besitzer der Pferde oder an das Thurgauer Veterinäramt, welches die Verfahrenskosten damit decken will. Sondern an den glücklichen Lottogewinner.

Die Lotterie um die enteigneten Tiere ist nicht das einzige Ungemach, das zweifellos ein juristisches Nachspiel haben wird und den Thurgauer Steuerzahler noch eine Stange Geld kosten könnte. Mittlerweile ist auch bekannt, dass einige Pferde vom Kesselring-Hof an der Druse litten. Dabei handelt es sich um eine Art Katarr, der bei fachmännischer Behandlung zwar mit Antibiotika geheilt werden kann. Die Seuche ist heute nicht mehr meldepflichtig. Ein anständiger Bauer setzt ein Pferd mit Druse aber unter Quarantäne. Die Ansteckungsgefahr ist einfach zu gross. Die Krankheit wäre einer Versteigerung zweifellos im Wege gestanden. Also ignorierte man sie beim Thurgauer Veterinäramt einfach.

Dabei war das Amt gewarnt. Doch es wollte die Tiere um jeden Preis loswerden. Wie eine ehemalige Pflögetochter von Kesselring, die bei der Zwangsäumung des Hofes zugegen war, gegenüber der *Weltwoche* versicherte, hatte sie die Behörden damals eindringlich auf die Krankheit hingewiesen. Auch Kesselrings Anwalt soll gewarnt haben (dieser wollte wegen des laufenden Verfahrens dazu keine Stellung nehmen). Doch das Veterinäramt wollte davon nichts wissen. Das Urteil des Freiburger-Experten Saner ist bitter: «Der Kampf ums Tierwohl hat zu Tierleid geführt.»

Einbrüche und Skandalfotos

Womit wir bei der zentralen Frage dieser Geschichte wären: Waren die Zustände auf Kesselrings Hof tatsächlich so schlimm, dass eine Zwangsäumung unausweichlich wurde? Die Antwort findet sich in der Geschichte des Hofes.

Als Ueli Kesselring den Bauernbetrieb 1993 im Alter von 25 Jahren von seinem Vater übernahm, setzte er als einer der Ersten in der Gegend auf eine extensive biologische Bewirtschaftung. Die Leidenschaft für die Pferde hatte er von seinem Vater geerbt, der noch bis zu seinem Tod im vergangenen Frühling auf dem Hof mitarbeitete. Kesselring, ein wortgewaltiger, bisweilen aufbrausender und grobschlächtiger, aber im Kern liebenswürdiger Saftbrocken, stand seinen Hengsten in

nichts nach. Mit seiner Frau zeugte er acht Kinder, allesamt kräftige Buben. Der älteste ist inzwischen 24, der jüngste zehn Jahre alt.

Das Unheil nahm seinen Lauf, als der Tierschutzaktivist Erwin Kessler 2005 unangemeldet im Stall auftauchte und Vater Kesselring aufforderte, die Pferde frei laufen zu lassen. Dazu muss man wissen: Die dauerhafte Anbindung von Pferden ist heute zwar verboten; für die Eingewöhnung in einem neuen Stall und zur Schulung der Tiere ist sie jedoch unbedingt geboten. Doch die Kesselrings mochten sich vom ungebetenen Eindringling keine Lektion erteilen lassen und entfernten diesen unsanft vom Gelände. Seither wird prozessiert. Es kam zu mehreren Strafanzeigen gegen die Bauern und auch zu zwei Verurteilungen, unter anderem wegen Verstößen gegen das Tierschutzgesetz.

In all den Jahren wurde immer wieder mal bei Kesselrings eingebrochen, Tiere wurden freigelassen, Häge zerstört. Das ist nicht nur lästig, sondern auch gefährlich, vor allem für die Tiere. Im besten Fall irren sie im Wald herum, oder eben auf der Strasse. Die Täter konnten nie eruiert werden. Doch für die Bauern war die Sache klar: Wenn Kessler nicht selber hinter den Aktionen steckte, dann waren es fanatisierte Tierschutzaktivisten, die durch seine Berichte aufgestachelt worden waren.

2013 verfügte das Thurgauer Veterinäramt eine Reduktion des Pferdebestandes auf dem Hof. Kesselring wurde vorgeworfen, diverse Normen des Tier- und Gewässerschutzes nicht einzuhalten. Dazu muss man wissen: In kaum einem anderen Land der Welt ist die Landwirtschaft so engmaschig reglementiert wie in der Schweiz. Die Normen sind kompliziert und stehen sich nicht selten gegenseitig im Weg. Was das Amt für Landwirtschaft fordert, wird vom Bauamt nicht unbedingt bewilligt, wie Kesselring erfahren musste. Bauliche Massnahmen sind auch teuer. Oft werden diese zwar subventioniert, allerdings nur, wenn alle Normen beachtet werden.

Ueli Kesselring zeigte sich wenig kooperativ und entwickelte eine eigentliche Allergie gegen die Beamten, die zeitweise nur noch unter Polizeischutz auf seinem Hof auftauchten. Eine Zeitlang verweigerte er sich den Ämtern völlig, Verfügungen oder gerichtliche Entscheide nahm er gar nicht mehr entgegen. Weil ihm deshalb bisweilen auch die Direktzahlungen verweigert wurden, stand er finanziell vor dem Ruin. Einen Anwalt leistete er sich damals schon lange nicht mehr.

Im Oktober 2014 verschärfte sich der Konflikt. Während der *Blick* einen schreienden Bericht lancierte («Tierquälerei musste sein Pferd erschiessen»), verhängte das Veterinäramt ein totales Tierhalteverbot über den Kesselring-Hof. Via Medien erfuhr der Bauer von der Massnahme. Endlich schaltete er einen Anwalt ein, der knapp vor Ablauf der Rekursfrist Akteneinsicht verlangte. Doch das



Schussichere Weste: Aktivist Kessler.

Veterinäramt verweigerte ihm den Zugang zu den Akten, womit auch kein Rekurs möglich war. Zwei Jahre lang prozessierte der Anwalt, bis er beim Bundesgericht recht bekam: Auch ein renitenter Bauer hat Anspruch auf ein transparentes und korrektes Verfahren.

Am 9. Januar 2017 hob die Thurgauer Regierung das Tierhalteverbot definitiv auf. Der Anwalt war nicht auf Formalien aus. Mit seiner Unterstützung wurde eine sogenannte Mediation in die Wege geleitet. Vertreter diverser Ämter kamen fortan regelmässig auf den Hof in Hefenhofen, um nach gangbaren Lösungen zu suchen. Es ging dabei neben baurechtlichen Belangen und dem Gewässerschutz auch um Normen des Tierschutzes: etwa die Überdachung von Futterstellen, die Grösse von Stallplätzen oder die Abgabe von Antibiotika (die Biobauer Kesselring widerstrebte). Tierquälereien im engeren Sinne oder eine Mangelernährung von Tieren wurden nie moniert.

Bilder beweisen gar nichts

War es Kesselring gelungen, die Tierquälereien, welche die *Blick*-Skandalfotos suggerieren, vor den Behörden zu verbergen? Zweifel sind angebracht. Tote, verletzte oder kranke Tiere sehen immer erbärmlich aus, doch es gibt sie auf jedem Hof. Tatsächlich beweisen Bilder für sich überhaupt nichts. Entscheidend sind stets die Umstände, unter denen sie entstanden sind. Im Rekurs gegen seine Enteignung und gegen den behördlichen Bann über seinen Hof lieferte Kesselring Erklärungen, welche die «authentischen» Bilder in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen.

Ein Foto beispielsweise, welches einen Pferdekadaver im Dreck zeigt, wurde offenbar



Trommelfeuer: Blick-Schlagzeile vom 3. August.

nach einem schweren Gewitter aufgenommen, das auf dem Hof schwere Schäden hinterlassen und einen Teil des Stalls überschwemmt hatte; dabei war der Container umgestürzt, in dem das eines natürlichen Todes gestorbene Pferd bis zu seinem Abtransport gelagert worden war. Das sieht zwar wüst aus und provoziert Emotionen, hat mit Tierquälerei aber nichts zu tun.

Ein anderes Bild zeigt ein Pferd, das sich selber verletzt hatte; es wurde gepflegt und ist längst wieder gesund. Fleckige Felle, wie man sie auf mehreren Bildern sieht, sind durch den natürlichen Wechsel vom Winter zum Sommerfell zu erklären. Das verschim-



Gesetz des Mobs: Regierungsrat Schönholzer.



Freiberger zum Schnäppchenpreis: Pferdelotterie der Armee in Bern.

melte Brot, das angeblich Tieren verfüttert worden sein soll, wurde gemäss Kesselring aussortiert, weil es eben gerade nicht verfüttert werden sollte.

Für jedes Foto hat Kesselring eine Erklärung. Die Bilder von Tieren, die angeblich zu wenig Streu hatten, wurden, so mutmasst er, während des Ausmistens aufgenommen. Wenn ein Pferd seitlich im Gras liegt, so kann dies auch bedeuten, dass es sich gerade sonnt. Dass man bei trächtigen Stuten, die noch ein Fohlen säugen, die Rippen sieht, ist gemäss Kesselring nichts Aussergewöhnliches. Tiere, die von der Weide kommen, sind bisweilen verdreckt, bevor sie gereinigt werden. Die Behauptung, dass in neun Monaten dreizehn Pferde gestorben seien, ist nach seiner Darstellung schlicht eine Lüge. In Wahrheit seien in dieser Zeit drei Tiere eines natürlichen Todes gestorben, die andern habe er verkauft.

Gewiss, das ist die Version eines Angeschuldigten, welche die Justiz nun würdigen muss. Doch das Thurgauer Veterinäramt hatte Kesselring nicht einmal angehört, bevor es aufgrund der vom *Blick* und von den Aktivisten lancierten Kampagne die Enteignung verfügte. Der Vorgang nennt sich «Verweigerung des rechtlichen Gehörs» und gehört zu den juristischen Tod-sünden. Es ist etwa so, wie wenn ein Polizist erst mal schiesst, bevor er den Ausweis verlangt.

Dabei sind die Behörden selber Kesselrings zuverlässigste Entlastungszeugen. Sie waren zur fraglichen Zeit im Zuge der Mediation fast wöchentlich auf dem Hof, ohne dass je eine Tierquälerei bemerkt worden wäre. Regierungsrat Schönholzer persönlich stattete Kesselring am 22. März 2017 einen Besuch ab. Mit Optimismus, so schrieb sein Generalsekretär am 6. Juli, schau man der Fortset-

zung der Mediation nach den Sommerferien entgegen.

Eine Woche später, am 14. Juli, verzeigte eine Frau Ueli Kesselring beim Veterinäramt. Als Beweis reichte sie die Fotos ein, die sie während Monaten heimlich auf dem Hof geknipst hatte. Doch drei Wochen lang schien niemand Anstoss an diesen Bildern zu nehmen – bis der *Blick* unter der Regie des Aktivisten Kessler die Fotos am 3. August veröffentlichte und ein Shitstorm über die Regierung hereinbrach. Jetzt konnte es plötzlich nicht schnell genug gehen.

Zickenkrieg im Gestüt

Noch am Tag vor der Zwangsräumung erstattete auch Ueli Kesselring eine Anzeige, die bislang in der Öffentlichkeit nicht bekannt war. Sie richtet sich gegen eine der beiden Frauen, welche die Fotos heimlich geknipst hatten. Der Vorwurf: Erpressung. Die Frauen sollen Kesselrings Freundin Anfang Juli gedroht haben, mit den Bildern an die Öffentlichkeit zu gehen, wenn er den Wallach Haky und die Stute Cheyenne nicht an sie abtreten und auf einen anderen Hof bringen würde.

Leider ist es der *Weltwoche* nicht gelungen, die ziemlich verworrenen Eigentumsverhältnisse dieser beiden Pferde zu klären. Doch die Recherchen führen zu einer anderen Geschichte, die 2015 mit der Trennung des Ehepaars Kesselring beginnt – auf die ein Jahr später die Scheidung folgte. Bauer Kesselring ledig musste allerdings nicht lange nach Ersatz suchen.

Auf seinem Hof war schon immer ein reges Kommen und Gehen. Oft waren das Menschen, die das Leben nicht verwöhnt hatte und die beim kauzigen Kesselring und seiner Menagerie eine neue Heimat gefunden hatten. Ein Dutzend Zöglinge – Drögeler, Lehrabbre-

cher und Ausreisser, welche die professionellen Pädagogen längst abgeschrieben hatten – hat er auf dem Hof schon zurück auf die Spur gebracht. Unter den Dauergästen verkehrte aber auch eine ganze Reihe von alleinstehenden, pferdebegeisterten Damen.

Vorerst war nach dem Auszug der Ehefrau umstritten, wer als neue Hofmeisterin einziehen würde, erzählt ein intimer Kenner der Verhältnisse auf dem Hof. Wenn der Bauer nicht zugegen war, hätten jeweils mehrere Frauen die Regie übernommen. Die attraktive 32-jährige Barbla machte schliesslich das Rennen. Doch nun ging der Kampf der Prinzessinnen, der zum Teil auch via Facebook ausgetragen wurde, erst richtig los. Denn Barbla soll versucht haben, ihre beiden Konkurrentinnen – eine Hundecoiffeuse und eine Sozialhilfebezüglerin – ganz vom Hof zu vertreiben.

Es waren diese zwei Frauen, welche die ominösen Fotos knipsten. Über zwei andere Frauen, die ihre Pferde zum Teil auf dem angeblichen Quälhof in Pension hatten, gelangten die Bilder schliesslich zum Veterinäramt und via Erwin Kessler zum *Blick*.

Das Ehepaar Kesselring soll sich, wie man hört, in gutem Einvernehmen getrennt haben. Die vier älteren Söhne, inzwischen alle gelernte Handwerker, blieben beim Vater, die vier jüngeren zogen mit der Mutter aus. Ueli Kesselring führt die Trennung auf die jahrelangen Querelen mit den Behörden und den Tierschutzaktivisten zurück. Seine Frau habe einfach nicht mehr kämpfen mögen. Doch ihre ordnende Hand, so sagen Freunde, habe auf dem Hof einfach gefehlt.

Tatsächlich herrschte in den letzten Monaten und Jahren auf dem Bauernhof ein ziemliches Puff. Ueli Kesselring fühlte sich bei seinen Tieren und mit seinen Landmaschinen im Element, das Studieren von Reglementen und Ausfüllen von Formularen war ihm ein Gräuel. Anlässlich der Freiberger-Fohlenschau vom letzten Jahr auf dem Kesselring-Hof beklagten sich Züchter über eine mangelhafte Dokumentation der Stammbäume. Doch fehlende Zucht und Ordnung ist in der Schweiz nach wie vor kein Straftatbestand.

Die Mediation sollte einen Kompromiss bringen, der die Normen erfüllte und für alle akzeptabel war. Alles schien auf gutem Weg, bis der *Blick* Anfang August die von den Tierschutzaktivisten geschickt geladene Fotobombe platzen liess. Über die Nacht mutierte der Bauer Ulrich Kesselring zum seelenlosen «Tierquäler K.», dem man alles anhängen konnte. Schliesslich war er ja bloss noch ein anonymes Buchstabe. Am Exempel K. wollten der Politiker Schönholzer und der Beamte Witzig demonstrieren, dass sie Männer der Tat waren, die auch mal hart durchgreifen. In Wahrheit folgten sie bloss dem Weg des geringsten Widerstandes, dem Gesetz des Mobs. ○

Pfuschen mit Doris

Von Christoph Mörgeli

Die Tradition der Schweiz in Sachen gute Dienste ist eindrücklich. Eine glaubwürdige Neutralität machte sie zur bevorzugten Trägerin von Schlichtungsverhandlungen. Ihre Erfahrung geht zurück bis auf die Vergleiche und Schiedsgerichte der alten Eidgenossenschaft. Im Zweiten Weltkrieg übernahm die Schweiz diplomatische Schutzmandate für 35 Länder. Sie überwacht seit 1953 den Waffenstillstand in Korea, vertrat ab 1961 die Interessen der USA in Kuba und nimmt seit 1980 das diplomatische Mandat der USA gegenüber dem Iran wahr. 1985 trafen sich die Präsidenten Reagan und Gorbatschow erstmals persönlich. Und zwar in Genf.

Solche Erfolge waren das Ergebnis leiser, diskreter Arbeit statt scheppernder Profilierungssucht. Selbstlose Hingabe für die Sache war Trumpf, nicht Egoismus und Eitelkeit. Die Nahostinitiative der schrill-schrägen Micheline Calmy-Rey musste grandios scheitern. Der kleine Didier Burkhalter traute sich zu, die Grossmächte China und USA im Südpazifik zu befrieden. Wen wundert's, dass Selbstinszenator Burkhalter die laut verkündete Vermittlung zwischen Saudis und Iranern in den Wüsten sand setzte? Realitätsresistenz total.

Kaum zurück vom Wirtschaftsbesuch in Indien, begleitet von Wirtschaftskapitänen und vom Wirtschaftsfachblatt *Blick*, flüsterte unsere Bundespräsidentin den Journalisten vertraulich zu: Die Schweiz – also Doris Leuthard – wolle in den Spannungen zwischen Kim Jong Un und der Welt vermitteln. Das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* zitierte die indiskrete Atom-Doris im Atom-Streit amüsiert: «Solche Gespräche müssen diskret ablaufen.» Doch in den Schweizer Medien gibt's für ihren Pfuschen den grossen Tusch.

Das war nur ein kleines Vorspiel fürs grosse Welttheater, das uns im verbleibenden Leuthard-Jahr erwartet. Die Bundespräsidentin wird ihre Zeit gnadenlos nutzen, um auf Staatskosten ihre private Agenda zu betreiben. Ihr Ziel ist ein internationales Profil und das Netzwerken um jeden Preis. Die Verkehrsministerin will nicht Lokomotivführer, sondern Staatshäupter und gekrönte Häupter kennenlernen. Denn Doris Leuthard zieht's nach dem Auszug aus dem Bundeshaus nicht ins Einfamilienhaus nach Merenschwand. Sondern an die Spitze irgendeiner der vielen internationalen Organisationen. Als eine Art Halbheilige für alle. Mit Aussicht auf den Friedensnobelpreis.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Die Super-Trümmer-Frauen

Von Peter Bodenmann — BKW kauft dank Chefin Suzanne Thoma ein Ingenieur-Büro nach dem andern auf. Auch das von Hans Grunder.



Gut getarnt: Alpiq-Chefin Staiblin.

Die Schweizer Stromwirtschaft war bis vor wenigen Jahren ein parastaatlicher Sumpf, verwaltet von alten, analogen Atom-Krokodilen.

Fehler 1 — Rohrbach, Schweickhardt und Co. glaubten an die Zukunft der Atomenergie. Inzwischen produziert der älteste Atomkraftwerkpark der Welt mehr Pannen als Strom.

Fehler 2 — Die Krokodile begannen – als Ergänzung zur todgeweihten Atomenergie – mit dem Bau der zusammen drei Milliarden teuren Speicherkraftwerke Linth-Limmern und Emosson. Beides Fehlinvestitionen, weil die oberliegenden Speicherseen zu klein sind.

Fehler 3 — Die Männer von gestern haben nie begriffen, dass die Zukunft dem ständig billiger werdenden Strom aus Sonne und Wind und den Dienstleistungen gehört. Stattdessen investierten sie in unrentable Gas- und Kohlekraftwerke im Ausland. Als ob diese Schweizer Italiener über den Tisch ziehen könnten.

Niemand hat die Sünder je zur Verantwortung gezogen. Immerhin wurden sie durch Frauen ersetzt, die ihre Trümmer erfolgreich aufräumen.

Dr. Suzanne Thoma kauft seit Jahren eine Ingenieurunternehmung, eine Elektro-Bude nach der andern auf. Die BKW werden so zur Dienstleisterin, die effizient einkauft, plant und installiert. Selbst der umtriebige Polit-Unternehmer Hans Grunder kann den Lebens-

abend im Sattel seiner Pferde geniessen. Auch er hat sein Ingenieurbüro verkauft. Thoma treibt so erfolgreich die gewerbevergöndende Verstaatlichung einer zu zersplitternden Branche voran.

Alpiq konnte innerhalb weniger Jahre seine Schulden von 4700 auf 700 Millionen senken. Allein im ersten Halbjahr 2017 hat Jasmin Staiblin die Schuldenlast – gut getarnt – um weitere 700 Millionen verringert.

Die Aussichten werden selbst im alten Alpiq-Kerngeschäft immer besser: Dank der Annahme des Energiegesetzes gibt es jedes Jahr 120 Millionen Subventionen zusätzlich. Die Spotmarktpreise für Strom waren diesen Sommer 25 Prozent höher als vor einem Jahr. Und der starke Euro hilft zusätzlich.

Deshalb blies Alpiq den Verkauf von 49 Prozent seiner Wasserkraftwerke vorzeitig ab. Die Chinesen gingen leer aus. Neu fordert Jasmin Staiblin – um den Druck hochzuhalten – die Öffnung des Strommarktes für alle.

Jammern gehört zum Kerngeschäft von Alpiq und Axpo. Deshalb wollen die energiepolitischen Analphabeten im Bundesrat der Branche als Sahnehäubchen 120 Millionen Franken Wasserzinsen schenken. Ausgerechnet auf Kosten des Bergells. Wird Doris Leuthard den Bündnern mit ihren Gummistiefeln den Tritt verpassen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Nonnen und Boulevard

Von Kurt W. Zimmermann — Welche Blätter haben massiv an Auflage verloren und welche nicht? Das Muster ist gut erkennbar.

Die erste Gratulation geht an die Ordensschwwestern des heiligen Paulus in Freiburg. Sie haben eine gesegnete Hand.

Die Nonnen waren seit der Jahrtausendwende der Hauptaktionär der *Freiburger Nachrichten*. Ihr Blatt gehört zu den ganz wenigen Titeln, die seitdem nicht an Auflage verloren haben.

Die zweite Gratulation geht an Verleger Peter Wanner. Seine *Basellandschaftliche Zeitung* ist der einzige Tagesstitel, der sogar leicht an Auflage zugelegt hat. Er profitierte auch von Wechselleseern, denen die *Basler Zeitung* nicht mehr schmeckte.

Letzte Woche wurden die neusten Auflagezahlen der Presse publiziert.

Interessant daran ist der langfristige Trend. Er erlaubt eine übergreifende Interpretation.

Schauen wir erst, welches die erfolgreichsten Titel dieses Jahrtausends sind.

Titel	Auflage 2001	Auflage 2017	in %
Basellandschaftl. Zeitung	25000	26000	+4%
Freiburger Nachrichten	16000	16000	+0%
Schweizer Familie	156000	148000	-5%
Luzerner Zeitung	134000	118000	-12%
Beobachter	335000	293000	-13%
Glückspost	170000	145000	-15%
Walliser Bote	27000	20000	-26%
Schaffhauser Nachrichten	26000	19000	-27%

Wenn es ein Erfolgsrezept in der Presse gibt, dann ist das die unbeugsame Lesernähe. Für die Erfolgsblätter aus dem Baselbiet und aus Freiburg zählt nur der konsequente Lokalbezug. Ebenso ist es bei den Blättern aus Luzern, Schaffhausen und Visp. «Nichts gegen Trump», ist die Devise, wichtiger aber ist der Trachtenverein.

Dasselbe Erfolgsmuster zeigt sich auch bei den erfolgreichen Magazinen. Auch sie haben nie die Erdnähe und den Bezug zu ihrer Zielgruppe verloren. Bei der *Schweizer Familie* ist das die Ausrichtung auf helvetische Stoffe, bei der *Glückspost* die Pflege der nationalen Prominenz und beim *Beobachter* die Leserberatung.

Schauen wir nun, welches die erfolglosesten Titel dieses Jahrtausends sind.



Unbeugsame Lesernähe.

Titel	Auflage 2001	Auflage 2017	in %
Basler Zeitung	110 000	46 000	-58%
Blick	309 000	136 000	-56%
Sonntagsblick	336 000	163 000	-52%
Landbote	47 000	26 000	-45%
Tages-Anzeiger	250 000	149 000	-40%
Zürichsee-Zeitung	47 000	28 000	-40%
Neue Zürcher Zeitung	170 000	104 000	-39%
Schweizer Illustrierte	254 000	156 000	-39%

Hier geht die Interpretation in die gegenteilige Richtung. Massiv an Auflage verloren haben jene Titel, die auch die Orientierung auf die Leserschaft eingebüsst haben. Deutlich wurde das etwa bei der Blick-Gruppe, die über die letzten sechzehn Jahre etwa achtmal das Konzept gewechselt hat. Da ziehen auch treue Leser nicht mehr mit.

Ähnlich sieht es bei der *Basler Zeitung* aus. Fast die Hälfte ihres Auflageverlustes fuhr sie schon vor 2010 ein, als sie linksgrüne Optik statt lesernahe Objektivität lieferte. Als dann der konservative Markus Somm den Kurs um 180 Grad korrigierte, ging die Entwurzelung der Leser genauso weiter.

Ein Fall für sich sind auch die Regionalblätter *Landbote* und *Zürichsee-Zeitung*. Sie müssten gute Werte aufweisen, weil sie sich stark auf den lokalen Markt ausrichten. Doch hier goutierten die Leser nicht, dass die beiden Blätter vom *Tages-Anzeiger*-Verlagshaus übernommen wurden. Sie zweifeln seitdem an deren Unabhängigkeit. Auch das ist Leserferne.

Fazit: Je mehr Lesernähe im Blatt steckt, desto grösser sind seine Chancen.

Letztes Aufgebot

Von Henryk M. Broder — Die CDU/CSU lässt die B-Promis aufmarschieren.

Wie hiess noch mal das letzte Aufgebot, das von der Führung der NSDAP mobilisiert wurde, als sich die totale Niederlage im Kampf gegen die Alliierten abzeichnete? Richtig: Volkssturm.



Alle «waffenfähigen Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren» wurden aufgerufen, den «Heimatboden» des Deutschen Reiches zu verteidigen, «bis ein die Zukunft Deutschlands und seiner Verbündeten und damit Europas sichernder Frieden gewährleistet» wäre.

Es liegt mir ferner als fern, die CDU/CSU mit der NSDAP zu vergleichen, aber eine paradoxe Analogie drängt sich geradezu auf. Wenige Tage vor der Bundestagswahl schickt die Union ihr letztes Aufgebot in den Wahlkampf, obwohl ihr nicht eine Niederlage, sondern – glaubt man den Umfragen – ein opulenter Sieg droht. Künstler, Sportler, kleine Stars und grosse Sternchen outen sich als Merkel-Fans und rufen dazu auf, die Kanzlerin wiederzuwählen. Ein medialer Volkssturm mit vielen No-Names und einigen echten Prominenten als Kombattanten.

Der Sänger Heino («Schwarzbraun ist die Haselnuss») zum Beispiel schätzt Angela Merkel «für ihre geradlinige Haltung und ihre Authentizität», sie habe «mit Fleiss und Beharrlichkeit ... Deutschland zu dem gemacht, was es ist: ein wohlhabendes und weltoffenes Land». Bevor Merkel die Führung des Landes übernahm, war es wohl arm wie eine Kirchenmaus und so weltabgewandt wie Heino und seine Lieder. Ausserdem nimmt es Heino der SPD übel, dass sie ihm «das Bundesverdienstkreuz verweigert» hat. Der Kraftsportler Ralf Moeller rechnet es der Kanzlerin hoch an, dass mit ihr «das Ansehen Deutschlands ... in der ganzen Welt gestiegen» ist. Sogar in Kalifornien, wo Moeller seit 27 Jahren lebt. Die Schauspielerin Sophia Thomalla unterstützt «Angela Merkel, weil sie absolut skandalfrei ist». Den absoluten Gipfel an Wertschätzung erklimmt der Berliner Promi-Friseur Udo Walz: «Für mich persönlich gibt es keine Alternative zur Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel. Ich vertraue ihr!» Dazu muss man wissen, dass das Vertrauen ein gegenseitiges ist: Die Kanzlerin lässt sich von Walz frisieren.

So hat jede und jeder einen ganz persönlichen Grund, Angela Merkel zu preisen. Sie wird die Wahl gewinnen, wegen oder trotz ihrer Unterstützer. Und am 24.9. um 18 Uhr wird demobilisiert.

In den Mund gelegt

Der Bieler Islamist Abu Ramadan habe Hasspredigten gehalten und zur «Vernichtung» und «Zerstörung» Andersgläubiger aufgerufen. Dies behaupteten der *Tages-Anzeiger* und das Schweizer Fernsehen. Die explosiven Wortlaut-Zitate sind konstruiert, wenn nicht erfunden. Von Michael Baumann und Philipp Gut

Es ist die aufsehenerregendste Story der Saison. Ein aus Libyen eingewanderter Imam soll in der Ar-Rahman-Moschee in Biel zur «Vernichtung» von Andersgläubigen, vor allem von Christen, Juden, Russen, Schiiten und Hindus, aufgerufen haben. Dies berichtete der *Tages-Anzeiger* vorletzten Woche. Die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens (SRF) verbreitete die Geschichte am selben Tag weiter und sorgte für noch mehr Aufmerksamkeit.

Was die Story zum Knaller machte: Hier kassierte nicht nur ein offenkundig nicht integrierter Islamist über Jahre jede Menge Sozialhilfe, ohne einer Landessprache mächtig zu sein. Nein, er rief auch noch zur Auslöschung jener Zivilisation auf, die ihn so mildtätig versorgt. «Der Bieler Imam Abu Ramadan betet in seinen Predigten für die Vernichtung aller Feinde des Islam», heisst es im Vorspann des *Tagi*-Artikels von Autor Kurt Pelda. Der Haupttext beginnt mit folgendem angeblichen Zitat des Asylanten: «Oh, Allah, ich bitte dich, die Feinde unserer Religion zu vernichten, vernichte die Juden, die Christen und die Hindus und die Russen und die Schiiten. Gott, ich bitte dich, sie alle zu vernichten und dem Islam seinen alten Ruhm zurückzugeben.»

Die «Rundschau» vom 23. August 2017 brachte dieses Zitat im arabischen O-Ton und übersetzte es so: «Oh Allah, ich bitte dich, die Feinde unserer Religion zu zerstören. Zerstöre die Juden, die Christen, die Hindus, die Russen und die Schiiten. Gott, ich bitte dich, sie alle zu zerstören und dem Islam seine Pracht zurückzugeben.»

Das war eine Bombe. Die Kombination aus Sozialabzockerei und Vernichtungspredigt machte aus der Enthüllung einen Aufreger der obersten Hubraumklasse. Nicht nur die Leser und Fernsehzuschauer, auch die Politiker waren zu Recht empört. Die Diskussion beherrschte die Stammtische landauf, landab. Bundesräte mussten sich rechtfertigen, der Nachrichtendienst geriet als Schlafmützenbehörde ins Visier aufgebracht Kritiker.

Dumm nur: Der mutmassliche Hetzer-Imam aus Nidau bei Biel hat das Wort «vernichten» oder das Wort «zerstören» im erwähnten Zusammenhang gar nie gebraucht. Recherchen der *Weltwoche* zeigen, dass die Journalisten den Imam nicht wörtlich zitiert haben, sondern, wie sie gegenüber dieser



«Sich annehmen»: Islam-Prediger und Sozialhilfebezüger Abu Ramadan.

Zeitung auch ganz offen zugaben, ihm interpretierend Worte in den Mund legten, von denen sie annehmen, sie würden «aus dem Kontext» hervorgehen.

Fünf Übersetzer konsultiert

Auf die Frage der *Weltwoche*, ob der Imam, der selber übrigens auch abstreitet, ein Imam zu sein, tatsächlich und wörtlich zur «Vernichtung» von Juden und Christen et cetera aufgerufen habe, antwortete Autor Kurt Pelda: «Angelpunkt ist das Verb «sich annehmen.» Die Bedeutung dieses Verbs erschliesse sich «aus dem Kontext. Es kann sich nur um etwas Negatives handeln, worum Abu Ramadan bittet.» Er, Pelda, habe inzwischen fünf Übersetzer konsultiert, «die alle

sagen, man kann das nur so interpretieren. Und die vergleichbaren Bittgebete in der arabischen Welt, die sich des gleichen Wortlauts bedienen, lassen ebenfalls keine andere Interpretation zu.»

Recherchejournalist Pelda jedenfalls gibt unumwunden zu, den Imam nicht wörtlich zitiert, sondern ihm in angeblich interpretierender Absicht das Wort «Vernichtung» in den Mund gelegt zu haben. Beim Schweizer Fernsehen wurde daraus, ebenfalls in freier Interpretation, «Zerstörung». Pelda bestätigt

ausdrücklich, dass der angebliche Imam nicht «vernichten» sagte, sondern «sich annehmen». Man muss kein Arabist sein, um hier die unterschiedlichen Vokabeln zu erkennen.

Lassen wir einmal dahingestellt, ob man «sich annehmen» aus dem konkreten «Kontext» der Predigt oder sonst irgendwie mit «vernichten» und «zerstören» deuten, interpretieren könnte. Es ist ein journalistisches Kapitaldelikt, Leuten Worte in den Mund zu legen, die sie so gar nie gesagt haben.

Das richtige Vorgehen wäre gewesen: Der *Tagi* und das Schweizer Fernsehen hätten den Islamisten korrekt und wörtlich zitiert und dann ihre Interpretation dazustellen müssen. Aber einfach heimlich die Worte auswechseln? Das geht gar nicht. Stellen wir uns nur vor, ein Schweizer Politiker sagt, man müsse eine andere Partei «bekämpfen», und die Journalisten würden das dann frei mit «erschossen» übersetzen. Es wäre ein Skandal.

Offenbar hegte auch der *Tages-Anzeiger* Zweifel an der eigenen Version der Geschichte. «Der Übersetzer ist ein Lügner», zitierte das Blatt einige Tage später den von ihm schwer belasteten Abu Ramadan. Man konnte das so lesen, als ob das Blatt seinen Autor Pelda im Regen stehen lässt. Jedenfalls dementierte die Zeitung den Lügenvorwurf nicht.

Was der Nidauer Imam genau sagte und was er damit meinte, wird nun von Experten wei-



Knaller: Rutishauser.

ter abzuklären sein. Seit letzter Woche ist eine Text-Übersetzung des Islamischen Zentralrats der Schweiz (IZRS) im Umlauf: «[...] Feinde der Religionsgemeinschaft und des Glaubenssystems, wie die Juden und Christen und die hasserfüllten Kreuzzügler. Oh Allah, nehme Dich den Hindus an und nehme Dich den Russen an und nehme Dich der ablehnenden Shi'a an, oh Herr der Welten. Oh Allah, nehme Dich ihnen allen an. Oh Allah, bewahre uns vor ihrem Übel und schütze uns vor ihrem Schaden [auch ihrer Härte] und lass ihre selbst geschmiedeten Pläne ihre eigene Zerstörung sein und lass das Unglück auf sie kommen und sende ihnen Schaden [auch Härte] von Dir, der von den verbrecherischen Leuten nicht abzuwenden ist. Oh Allah, führe uns zurück ins Glaubenssystem [...]» Autor Kurt Pelda bestreitet diese wörtliche Übersetzung gegenüber der *Weltwoche* nicht. Im Gegenteil: Er bestätigt, dass es wörtlich nicht «vernichten», sondern «sich annehmen» heisst.

Wohlverstanden: Wir behaupten nicht, dass es sich bei Abu Ramadan um einen Chorknaben handelt oder um ein Musterbeispiel einer gelungenen Asylantenintegration. Die Tatsache, dass er über Jahre Sozialhilfe kassierte und als anerkannter Flüchtling wiederholt in seine

Heimat Libyen reiste, deutet auf gravierende, wenn leider auch weitverbreitete Missstände in diesem Land hin. Vielleicht hat er auch ganz anstössige Dinge gesagt, nur eben nicht in dieser Rede und nicht in dieser kolportierten Form. Gut möglich, dass seine Auffassungen sich nicht mit unserer säkularen Ordnung vertragen. Es ist ebenfalls ein Faktum, dass dieser pensionierte Prediger vom Bundesnachrichtendienst (BND) und von anderen Behörden beobachtet wird. Ermittlungen laufen, wobei die Unschuldsvermutung gilt.



Kontext: Pelda.

Zu guter Letzt: Die *Weltwoche* hat wiederholt Fälle dokumentiert, in denen Islamisten als Sozialhilfeempfänger oder Dschihad-Touristen im Mittelpunkt standen. Man kann dieser Zeitung sicher nicht vorwerfen, dass sie blauäugig oder mit der rosaroten Brille über die Gefahren des radikalen Islam berichtet.

Umso wichtiger allerdings ist es, dass gerade beim emotional und politisch äusserst aufgeladenen Reizthema Islam die journalistischen Grundregeln der Fairness und der Professionalität streng beachtet werden. Einst musste der damalige Chefredaktor der *Sonntagszeitung*, Ueli Haldimann, den Hut nehmen, weil einer seiner Journalisten ein Zitat des Politikers

Christoph Blocher ziemlich frei «übersetzt» hatte, allerdings ohne die Explosionswirkung wie die der angeblichen Vernichtungspredigt des Imams. Haldimann wurde zum Verhängnis, dass er die Zitatabänderung, sprich: -frisierung als «journalistische Gepflogenheit» verteidigte. Das Verlagshaus Tamedia zog mitleidlos die Reissleine, weil es eben nicht «journalistischen Gepflogenheiten» entspricht, wörtliche Zitate «interpretierend» oder sonstwie zu verfälschen.

Eine Art informelles Kartell

Es wird interessant sein, zu beobachten, ob diesmal ähnliche Selbstkontrollen walten. Was sagt TA-Chefredaktor Arthur Rutishauser? Die Tatsache, dass die «Vernichtungs»-Story von *Tages-Anzeiger* und SRF kartellmässig mit Hochdruck gestossen wurde – an sich schon ein fragwürdiger Vorgang –, gibt nicht zu grossen Hoffnungen Anlass. Wenn der Mainstream einträchtig losfeuert, verhallen kritische Stimmen.

Fazit: Egal, was man vom Bieler Imam, von den ihm nahestehenden Kreisen und Islamisten mit seltsam gefärbten Barthaaren im Allgemeinen hält: Nichts berechtigt Journalisten, anderen Personen, selbst wenn es sich um radikale Muslime handeln sollte, frei «interpretierend» Extremaussagen in den Mund zu legen, die sie so nie gemacht haben. ○

Friedrich Oelenhainz, Detail aus «Porträt des späteren Fürsten Johann I. von Liechtenstein», 1776.
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank legt Wert auf Werte.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009

lgt.ch/values

LGT Private Banking



Ist die Prognose auf längere Sicht einigermaßen passabel, kann die Person meist bleiben.

Milder Umgang mit Sozialfällen

Die Schweiz kann Ausländer, die auf Kosten des Staates leben, zwar wegschicken, tut dies aber nur zurückhaltend. In der Praxis gelten hohe Hürden.

Von Katharina Fontana

Kein Land hat ein Interesse daran, Ausländer bei sich aufzunehmen, die ihren Lebensunterhalt nicht selber finanzieren können, die öffentlichen Kassen belasten und damit dem wirtschaftlichen Wohl schaden. Der Fall des Imams Abu Ramadan, der derzeit für grosse Empörung sorgt, wirft die Frage auf, wie konsequent die Schweiz diesem Grundsatz nachlebt. Der Libyer, der in der Schweiz Asyl und später eine Niederlassungsbewilligung erhalten hat und der in einer Bieler Moschee als Hassprediger aufgetreten sein soll, lebte jahrelang von Sozialhilfegeldern. Rund 600 000 Franken sollen er und seine Familie über den gesamten Zeitraum kassiert haben. Heute erhält der Mann eine AHV-Rente sowie Ergänzungsleistungen.

Wie ist das möglich? Sind die geltenden Gesetze zu lasch oder die Behörden gegenüber sozialhilfeabhängigen Ausländern zu nachsichtig?

Viel Ermessensspielraum

Die Meinungen darüber gehen auseinander. Während Hilfswerke und linke Kreise die angeblich harte Hand des Staates im Umgang mit Sozialhilfebezüglern kritisieren, werden von bürgerlicher Seite regelmässig strengere

Vorschriften gefordert. Klar ist jedenfalls, dass der Gesetzgeber bei Sozialhilfeabhängigkeit heute kein schematisches Vorgehen verlangt, sondern den zuständigen Amtsstellen viel Ermessensspielraum lässt.

So können die Behörden befristet erteilte Aufenthaltsbewilligungen widerrufen beziehungsweise nicht verlängern, sofern der Ausländer nicht imstande ist, seinen Lebensunterhalt mit eigenen Mitteln zu finanzieren. Das geschieht aber keineswegs automatisch: Die Beamten müssen jeweils die konkreten Umstände des Falles abwägen und namentlich das Verschulden des Betroffenen an seiner prekären Situation sowie seine bisherige Verweildauer im Land berücksichtigen. Wohnt der Ausländer schon seit längerem in der Schweiz und befindet er sich erst seit kurzem in einer finanziellen Notlage, wird er seinen Aufenthaltstitel wohl kaum verlieren. Dabei dürfte etwa ein junger Mann, der sich vor Arbeit scheut, strenger beurteilt werden als eine alleinerziehende Mutter. Praktisch kein Spielraum besteht gegenüber Personen, die über die Asylschiene ins Land gekommen und als Flüchtlinge anerkannt sind. Sind sie bedürftig, müssen sie von der öffentlichen Hand notfalls dauerhaft unterstützt werden. Nur in Fällen, wo das Staatssekretariat für Migration den Asylstatus widerruft, kann die staatliche Fürsorgepflicht ein

Ende nehmen. Dies ist etwa dann möglich, wenn die Person zwischendurch in ihren Heimatstaat reist, in dem sie angeblich verfolgt ist – wie es offenbar Abu Ramadan getan hat.

Nach zehn Jahren Aufenthalt in der Schweiz können Ausländer um eine unbefristete Niederlassungsbewilligung nachsuchen (C-Ausweis). Hat sich der Betreffende erfolgreich integriert, verfügt er namentlich über gute Kenntnisse einer Landessprache, kann der zuständige Kanton die Niederlassung auch bereits nach fünf Jahren erteilen.

Begehrter C-Ausweis

Anerkannte Flüchtlinge werden hier gleich behandelt wie andere niederlassungswillige Ausländer. Das war bis vor kurzem noch anders: Vor 2014 hatten Personen mit Asylstatus einen gesetzlichen Anspruch darauf, nach fünf Jahren Aufenthalt in der Schweiz ein unbefristetes Niederlassungsrecht zu bekommen. Diese großzügige Regelung mag erklären, warum Personen wie Abu Ramadan, die sich weder beruflich noch gesellschaftlich in der Schweiz integriert haben, bis vor ein paar Jahren noch problemlos den C-Ausweis erhielten. Solche Fälle sollte es heute nicht mehr geben. Zudem hat das Parlament die Anforderungen an die Integration bei

Niederlassungsausweisen jüngst weiter erhöht. Ist ein Ausländer erst einmal im Besitz des C-Ausweises, wird es sehr schwierig, ihn wegen Fürsorgeabhängigkeit aus dem Land zu weisen. Zwar kann die Bewilligung widerrufen werden bei «dauerhafter und erheblicher Sozialhilfeabhängigkeit», wie es im Gesetz heisst. Tendenziell wird allerdings nur zurückhaltend von diesem Mittel Gebrauch gemacht und nur in krassen Fällen von finanzieller Unselbständigkeit die Notbremse gezogen. Das Bundesgericht verlangt in konstanter Rechtsprechung, dass der Ausländer hohe finanzielle Unterstützungsleistungen erhalten hat und wegen seines Verhaltens nicht damit gerechnet werden kann, dass er in Zukunft für seinen Lebensunterhalt selber sorgen wird. Ist die Prognose auf längere Sicht einigermaßen passabel, kann die Person meist bleiben. In der Praxis geht man von einer dauerhaften und erheblichen Sozialhilfeabhängigkeit aus, wenn das Sozialamt während mindestens zweier Jahre mehr als 80 000 Franken Unterstützung geleistet hat. Das Bundesgericht versteht den Begriff der Sozialhilfe im Übrigen eng: Prämienverbilligungen oder Ergänzungsleistungen zur AHV oder IV fallen nicht darunter.

In bürgerlichen Kreisen für Ärger sorgte die Regelung, nach der niederlassungsberechtigte Ausländer nach fünfzehn Jahren Aufenthalt in der Schweiz nicht mehr wegen des Bezugs von Sozialhilfe ausgewiesen werden können. Das Parlament hat jüngst beschlossen, diese Garantie aufzuheben und den Widerruf des Niederlassungsausweises auch in solchen Fällen zu ermöglichen; diese Änderung tritt laut Staatssekretariat für Migration voraussichtlich Mitte 2018 in Kraft. Allerdings handelt es sich auch hier um einen Ermessensentscheid, bei dem die zuständige Behörde die privaten Interessen des Ausländers sowie die Dauer seiner Anwesenheit gebührend zu berücksichtigen hat. Ob die neue Regelung in der Praxis tatsächlich dazu führen wird, dass die Schweiz mehr hoffnungslose Fälle von Sozialhilfebezügern wegschicken kann, muss sich erst noch weisen.

Die Ausweisung eines fürsorgeabhängigen Ausländers kann auch am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte scheitern. So geschehen im Fall eines Bosniers, der die Schweiz nach langem Aufenthalt freiwillig verlassen hatte, kurz darauf aber wieder zu seiner hier verbliebenen Ehefrau zurückkehren wollte. Die hiesigen Behörden bis hinauf zum Bundesgericht lehnten es unter Verweis auf die Schulden (über 220 000 Franken) und die andauernde Sozialhilfeabhängigkeit des Ehepaares (Bezug von gut 330 000 Franken) ab, den Mann erneut in der Schweiz aufzunehmen. Das gehe nicht, meinte der Strassburger Gerichtshof 2013: Es sei zwar grundsätzlich legitim, eine Aufenthaltsbewilligung mit Blick auf das wirtschaftliche Wohl eines Landes zu verweigern. Im Fall des Bosniers, der sehr lange in der Schweiz gelebt habe, sei dies aber nicht angemessen gewesen. ○

Abstimmung

«Vom Feld bis auf den Teller»

Die Vorlage zur Ernährungssicherheit ist kaum umstritten. Ein Fehler: Der neue Verfassungsartikel öffnet Regulierung und Bevormundung Tür und Tor. Von Alex Reichmuth

Bern im Jahr 2027: Das Parlament segnet ein Bundesgesetz zur Ernährungssicherheit ab. Dieses schreibt vor, dass bei Lebensmittelimporten die Hälfte der Ware aus biologischer Produktion kommen muss. Bauern dürfen nur noch einheimische Tomatensorten verwenden und bekommen eine Prämie, wenn sie auf Hochstamm-Obstbäume setzen. Zudem müssen Detailhändler Strafen zahlen, wenn bei ihnen mehr als 10 Prozent der Lebensmittel weggeworfen werden. Alle Aufrufe, den Nahrungsverlust freiwillig zu begrenzen, hätten nicht gewirkt, heisst es im Bundeshaus. Die neuen Vorschriften werden mit Verfassungsartikel 104a gerechtfertigt. Linke Parteien und NGOs haben schon lange gefordert, dem Auftrag zur Ernährungssicherheit endlich nachzuleben. Nach einem Linksrutsch bei den Wahlen 2023 hat sich der Bund das zu Herzen genommen.



«Wird schon recht sein.»

«Umfassendes Konzept»

Wem dieses Szenario zehn Jahre in der Zukunft missfällt, der sei gewarnt: In der Vorlage zur Ernährungssicherheit, über die die Schweiz Ende September abstimmt, ist in der Tat vorgesehen, dass der Bund die Voraussetzungen «für eine standortangepasste und ressourceneffiziente Lebensmittelproduktion» schafft; dass er für grenzüber-

Der Bund gibt sich mit der Vorlage einen Freipass, in einem neuen Bereich zu legiferieren.

schreitende Handelsbeziehungen sorgt, «die zur nachhaltigen Entwicklung der Land- und Ernährungswirtschaft» beitragen; und dass er «einen ressourcenschonenden Umgang mit Lebensmitteln» fördert. Die Abstimmung interessiert aber so gut wie niemanden. Die Rentenreform, über die gleichzeitig entschieden wird, absorbiert alle politischen Kräfte.

Schon im Parlament haben nur vereinzelte Politiker dagegen gestimmt. Jetzt sagt keine einzige Partei nein. Nur vereinzelt sind kritische Stimmen zu hören, wie etwa die des Gewerbeverbands. «Wird schon recht sein», scheint man von links bis rechts zu denken.

Zumal der neue Verfassungsartikel keine konkreten Folgen haben soll, wie man beim Bund betont.

Ob bei einem Ja in einigen Jahren tatsächlich eine Regulierungswelle kommt, ist zwar offen. Aber der Bund gibt sich mit der Vorlage einen Freipass, in einem neuen Bereich zu legiferieren. Denn der Staat schaltet sich mit dem Verfassungsartikel in die gesamte Nahrungsproduktionskette ein. Der Bund soll mit einem «umfassenden Konzept – vom Feld bis auf den Teller» die Versorgung mit Lebensmitteln sichern, schreibt der Bundesrat im Abstimmungsbüchlein. Die Regierung deutet auch an, in welche Richtung es gehen soll: Sie redet etwa von «einer besseren Kennzeichnung von nachhaltig produzierten Produkten» oder von «verstärkter Sensibilisierung» bezüglich der Verschwendung von Essen.

Montesquieu mahnt

Mit Sensibilisierungskampagnen haben schon viele Eingriffe des Staates begonnen. Etwa der bei den Löhnen: Alle Aufrufe, der angeblich nicht vorhandenen Lohngleichheit von Mann und Frau nachzuleben, haben gemäss Bundesrat nicht gefruchtet. Darum hat er im letzten Juni beschlossen, alle grösseren Unternehmen zu zwingen, ihre Saläre regelmässig extern prüfen zu lassen. Begründet wird der Eingriff mit dem Artikel zur Gleichstellung von Mann und Frau, der 1981 in die Verfassung kam. An eine Art Lohnpolizei, um Gleichstellung durchzusetzen, hat damals wohl kaum jemand gedacht.

Auch der fehlende Widerstand gegen die Vorlage zur Ernährungssicherheit bedeutet nichts: 2008 hat der Nationalrat der Professionalisierung des Kindes- und Erwachsenenschutzes zugestimmt, mit nur zwei Gegenstimmen. Kaum jemand ahnte damals, dass die Änderung einmal unter dem Stichwort «Kesb» für scharfe politische Diskussionen sorgen würde.

«Wenn es nicht unbedingt notwendig ist, ein Gesetz zu erlassen, ist es unbedingt notwendig, ein Gesetz nicht zu erlassen», sagte der französische Philosoph Charles-Louis de Montesquieu einst. An ihn sollte man denken, wenn man den Abstimmungszettel ausfüllt. ○

Mal Schweizer, mal Franzose

Pierre Maudet ist ein politisches Naturtalent. Als Bundesratskandidat hat er aber ein Problem. Er gilt als EU-Turbo.

Von Hubert Mooser

Die Gemeinde Urtenen-Schönbühl im Hinterland der Stadt Bern, ein 170-jähriger, imposanter und traditionsreicher Landgasthof – dieses Ambiente hat sich der Genfer Regierungsrat Pierre Maudet für das Gespräch ausgesucht. Auf der Terrasse begiessen ein paar Soldaten den Ausgang. Drinnen tafelt eine Handvoll Gäste. In Bern haben ihm nachmittags Parlamentarier den Puls gefühlt. In den nächsten Tagen stehen weitere Treffen dieser Art auf der Agenda.

Die Landesregierung ist das grosse Lebensziel des 39-jährigen Senkrechstarters aus Genf. Seinem Ziel ist er ein wenig näher gerückt, seit ihn die FDP-Fraktion mit dem Tessiner Ignazio Cassis und der Waadtländerin Isabelle Moret auf das offizielle FDP-Ticket gesetzt hat. Bei Tatar und Bier wägt Maudet seine Chancen ab. Er kenne 160 der 246 Parlamentarier nicht, gesteht der Genfer Kandidat. «Die Hearings werden matchentscheidend sein.» Sein Genfer Parteikollege, Nationalrat Benoît Genecand, macht sich aber keine grossen Sorgen. «Bei solchen Kampagnen hat Pierre Maudet bisher immer brilliert.»

Die Medien weiss er bereits hinter sich. Diese überbieten sich seit Tagen mit Elogen über ihn. Er hat auch alt Bundesrat Pascal Couchepin auf seiner Seite: «Seit unserem ersten Treffen beeindruckte mich Pierre Maudet durch sein klares Denken, seinen Willen, seine Energie und auch einen gewissen Charme, die aus seiner Persönlichkeit hervorgehen.»

Die Armee schrumpfen lassen

Bundesbern ist ein härteres Pflaster als Genf. Es gibt regionale Aspekte, die gegen ihn sprechen. Mit drei Bundesräten ist die Romandie im Bundesrat übervertreten, die italienische Schweiz ist gar nicht vertreten. Vor diesem Hintergrund musste sich Maudet eine etwas handgestrickte Legitimation als «Kandidat der Jungen» zurechtlegen, damit seine Bundesratsambitionen einen halbwegs berechtigten Anstrich bekommen.

Ein anderes Problem ist sein Profil. In Genf ist er ein politischer Superstar. In Bern finden nicht alle toll, was Maudet in den letzten Jahren en passant verkündet hat. Den Bundesrat bezeichnete er als Schönwetterregierung, die einzelnen Mitglieder des Gremiums im Interview mit der *Aargauer Zeitung* als «graue Mäuse». Die Armee wollte er auf 20 000 Personen zusammenschrumpfen lassen, er plädierte für die enge Zusammenarbeit mit der Nato.



«Visionen, die mich bewegen»: Regierungsrat Maudet.

Besonders stolz ist Maudet darauf, wie er in Genf das Ausländerproblem löst: «Wir machen aus ihnen Schweizer», sagt er. Gegen 6000 Ausländer habe Genf in einem Jahr eingebürgert. Gleichzeitig gibt er gerne den Law-and-Order-Politiker, der konsequent Ausschaffungen durchführt.

Maudet ist jung, dynamisch, frech. Er hat ein gewinnendes Lächeln, ist ein brillanter Redner. Das ist die halbe Miete – auch wenn er den Kopf voller Visionen hat. Der frühere deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt pflegte zu sagen: «Wer Visionen hat, soll zum Psychiater.» Maudet spricht ständig von «Visionen, die mich bewegen». Seine Vision zu den Bundesratswahlen lautet: Bis 2019 werde sich der Bundesrat personell stark erneuern. Darum solle man zuerst diskutieren, was das Parlament vom Bundesrat erwarte, und dann die dafür geeigneten Köpfe in den Bundesrat wählen. Unnötig zu erwähnen, dass er sich von dieser Vision bessere Wahlchancen für sich selber verspricht.

Der EU-Beitritt ist eine andere Vision, die in seinem Kopf seit Jahren herumspukt. Während er sich rohes Fleisch aufs Brot streicht, versichert Maudet jetzt, die Frage des EU-Beitritts stelle sich nicht mehr. «Die Ausgangslage ist

eine andere als vor einigen Jahren.» Er habe sich bei Abstimmungen wiederholt für die bilateralen Verträge eingesetzt. Maudet hält jedoch ein Rahmenabkommen für notwendig, «weil wir sonst zum Beispiel das Luftverkehrsabkommen nicht anpassen können». Ohne Anpassungen könne sich der Genfer Flughafen nicht weiterentwickeln.

Maudet wäre aber nicht Maudet, hätte er sich nicht schon einen Lösungsvorschlag zu den strittigen Fragen zurechtgelegt, die das Rah-

Maudet ist auch weiterhin Mitglied der Neuen Europäischen Bewegung (Nebs).

menabkommen umschwirren. Im Streitfall soll nicht der Europäische Gerichtshof zwischen der Schweiz und der EU schlichten, sondern ein internationales Schiedsgericht. Kaum hatte er seinen Vorschlag vorgetragen, meldeten Genfer Anwälte, die mit solchen Schiedsgerichten Erfahrung haben, am Westschweizer Radio Bedenken an.

Bis heute ist es Maudet nicht überzeugend gelungen, die Mutmassung zu zerstreuen, dass

er insgeheim eben doch weiter für den EU-Beitritt trommelt. Er ist auch weiterhin Mitglied der Neuen Europäischen Bewegung (Nebs), die sich dieses Ziel auf die Fahne geheftet hat. «Er ist und bleibt ein EU-Turbo, das liegt in seinen Genen», spöttelt ein Genfer Politiker. Denn Maudets Vater ist Franzose und stammt aus der Ile d'Yeu im Atlantik. «Das ist die Insel, auf der Maréchal Pétain begraben ist», sagt Maudet mit einem maliziösen Lächeln. Pétain war im Zweiten Weltkrieg Staatschef des unbesetzten Teils von Frankreich, der mit den Nazis kollaborierte. Maudets Vater wurde durch Heirat mit einer Bündnerin Schweizer. Damals war eine doppelte Staatsbürgerschaft nicht möglich. Seit die Schweiz die doppelte Staatsbürgerschaft anerkennt, ist Vater Maudet Doppelbürger, ebenso Sohn Pierre.

Und der Sohn nimmt diese Staatsbürgerschaft sehr ernst, worüber sich besonders die SVP Genf ärgert. Als im April die Franzosen ihren Staatspräsidenten wählten, schritt in Genf auch der amtierende Regierungsrat und Doppelbürger Pierre Maudet zur Wahl. Er habe aber nicht für Emmanuel Macron gestimmt, mit dem ihn heute viele vergleichen. Er habe für den Vertreter der Republikaner gestimmt, für François Fillon, der leider im ersten Wahlgang ausgeschieden sei. Dass er als Regierungsrat eines Schweizer Kantons bei der Wahl des Staatshaupts eines Nachbarlandes abstimmen geht, findet Maudet überhaupt nicht schräg. «Als Staatsbürger muss man seine Pflichten wahrnehmen.» Das sind Momente, in denen man nicht genau weiss, ob er es ernst meint oder ob er bloss provozieren will.

Politik im Blut

Maudet ist so etwas wie der Mozart der Genfer Politik, eine Art Wunderknabe. «Er hat in seiner Jugend Politik als Freizeitbeschäftigung betrieben», erinnert sich FDP-Nationalrat Genecand. Maudet selber sagte einmal im Interview mit der *Weltwoche*, er sei für die Politik gemacht. Als Knabe engagierte er sich bereits mit grossem Engagement und erfolgreich für Skateboard-Anlagen und Nachtbusse. 1995 gründete er das Genfer Jugendparlament, dessen erster Präsident er wurde. Mit 24 war er bereits Hauptmann der Schweizer Armee. Mit 29 wurde der FDP-Politiker in die Genfer Stadtregierung gewählt, vier Jahre später wurde er der jüngste Stadtpräsident in der Geschichte Genfs. Seit 2012 und der Ersatzwahl für Parteikollege Mark Müller, der nach Skandalen zurücktrat, sitzt Maudet in der Kantonsregierung. 2013 wurde er im Amt bestätigt. Mit dem besten Resultat aller Kandidierenden.

Nach fünf Jahren in der Genfer Exekutive drängt es Pierre Maudet auf die nationale Bühne. Im Landgasthof von Schönbühl haben ihn ein paar Gäste erkannt. Ihn würden sie sofort wählen, sagt einer. Jetzt muss er bloss noch die Bundesversammlung überzeugen. ○

Gegenrede

Meine Leistungsbilanz

Ich sei primär ein guter Verkäufer, konstatierte die *Weltwoche* vergangene Woche. Die Zahlen sagen etwas anderes.

Eine Entgegnung von Staatsrat Pierre Maudet

Die *Weltwoche* hat in ihrer jüngsten Ausgabe das analysiert, was ich in den Bereichen Sicherheit und Wirtschaft erreicht habe. Sie hat ihre Zahlen und ihre Sichtweise präsentiert – ich möchte hier die meinen vorlegen.

Ich bin seit zehn Jahren Mitglied einer Exekutivbehörde, und ich bin es gewohnt, Rechenschaft abzulegen gegenüber der Bevölkerung. Es macht mir Freude, Bilanz zu ziehen über die Resultate meiner politischen Arbeit. Es scheint mir, dass diese im Einklang stehen mit den Versprechen, die ich während meiner Wahlkämpfe abgegeben habe. Darauf bin ich stolz, denn ein Grund dafür ist sicher meine Entschlossenheit. Aber noch viel wichtiger sind die Arbeit meiner rund 4000 Mitarbeiter und das Engagement meiner Kollegen in der Regierung.

Was die Kriminalität betrifft, ist die Zahl der Delikte in Genf im Vergleich zu anderen Kantonen noch immer hoch. Aber man muss die Entwicklung der letzten fünf Jahre anschauen. Bei meinem Amtsantritt 2012 war die Kriminalität die grösste Sorge der Bevölkerung. Sie nahm rasant zu, ohne dass Massnahmen ergriffen wurden. Unsere Massnahmen – härtere Strafen, Bau von neuen Gefängnissen, Stärkung der Polizei – haben eine radikale Umkehr ermöglicht: Zwischen 2009 und 2016 ging die Anzahl der Straftaten um 19 Prozent zurück. Die Kriminalitätsrate liegt in Genf heute wieder da, wo sie um 2000 gewesen war; was die Einbrüche betrifft sogar im Bereich der Zahlen der achtziger Jahre.

Die Sicherheit ist das wichtigste Recht der Bürger und deren Gewährleistung die wichtigste Aufgabe des Staates. Davon bin ich überzeugt. Das härtere Durchgreifen hat sich auch im Bereich der Ausweisungen ausgewirkt. Während es in Genf 2012 543 Zwangsausweisungen gab, waren es 2016 deren 987. Es ist nicht unser Ziel, in diesem Bereich der «Musterschüler» der Schweiz zu sein, und wir sind auch nicht stolz darauf. Es geht darum, der Bevölkerung zu zeigen, dass die Politiker die Situation im Griff haben, dass sie ihre Sorgen ernst nehmen und dass sie unter Berücksichtigung der sozialen Gerechtigkeit darauf reagieren können.

Die Idee der sozialen Gerechtigkeit lag auch den Überlegungen zugrunde, die letztendlich zum Projekt «Papyrus» geführt

haben. Es ermöglicht in Zusammenarbeit mit der schweizerischen Regierung die Registrierung von Menschen ohne gültige Papiere (Sans-Papiers), die jedoch strikte Bedingungen erfüllen müssen: eine feste Arbeitsstelle, finanzielle Unabhängigkeit, ständiger Wohnsitz seit mindestens zehn Jahren (fünf Jahre für Familien mit schulpflichtigen Kindern), Integration und absolute Straffreiheit. Diese Massnahme setzt einer krassen Heuchelei ein Ende und erlaubt eine Bereinigung des Arbeitsmarkts. Parallel dazu wird die Schwarzarbeit in Genf härter bestraft, und es kommt zu mehr Ausweisungen wegen illegalen Aufenthalts.

Als Liberaler stehe ich ein für einen gerechten ökonomischen Wettbewerb. Aufgrund dessen hat Genf die flankierenden Massnahmen verstärkt angewandt, um gegen den ungerechten Wettbewerb zu kämpfen, der sowohl den Angestellten wie auch den Firmen schadet. Im Gegensatz zu den Behauptungen der *Weltwoche* geht es der Genfer Wirtschaft gut. 2018 wird der Kanton Genf im Rahmen der Ausgleichszahlungen 300 Millionen Franken an die Nehmerkantone bezahlen. Nur Zürich und Zug stehen besser da.

Deshalb braucht Genf mehr qualifizierte Arbeitskräfte und auch mehr Visa. Meine Zürcher Kollegin Carmen Walker Späh und mein Basler Kollege Christoph Brutschin haben letzte Woche mit mir zusammen darauf hingewiesen: Die Kontingente für aussereuropäische Arbeitskräfte, die Bern zugesteht, sind zu klein, was unseren Firmen schadet. Im Gegensatz zur Meinung der *Weltwoche* ist das Ausstellen einer grossen Anzahl von Visa auch ein Zeichen für die wirtschaftliche Gesundheit.

So viel zu den Zahlen. Aber in der Politik geht es nicht nur um Statistiken. Als Politiker will ich der Bevölkerung zeigen, dass es kein «Schicksal» gibt, mit dem man sich abfinden muss. Mein Vorgehen ist seit zehn Jahren unverändert: eine Diagnose stellen, die Ziele gemeinsam mit meinen Kollegen definieren, die Instrumente auswählen, mit denen man die Ziele erreichen will. Mit anderen Worten: pragmatisch handeln da, wo allzu oft die Ideologie einer Lösung im Weg steht. Das werde ich auch der Bundesversammlung am 20. September vorschlagen.

Aus dem Französischen von Jacqueline Byland-Meier

Das Doppelleben der Doppelbürger

Die Bundesratswahlen bringen das Doppelbürgerrecht wieder aufs Tapet. Das Thema weckt Emotionen. Bedeutet die zweifache Staatsbürgerschaft eine Bereicherung oder eine Rechtsungleichheit?

Von Christoph Mörgeli und Dorian Stroligo (Illustration)

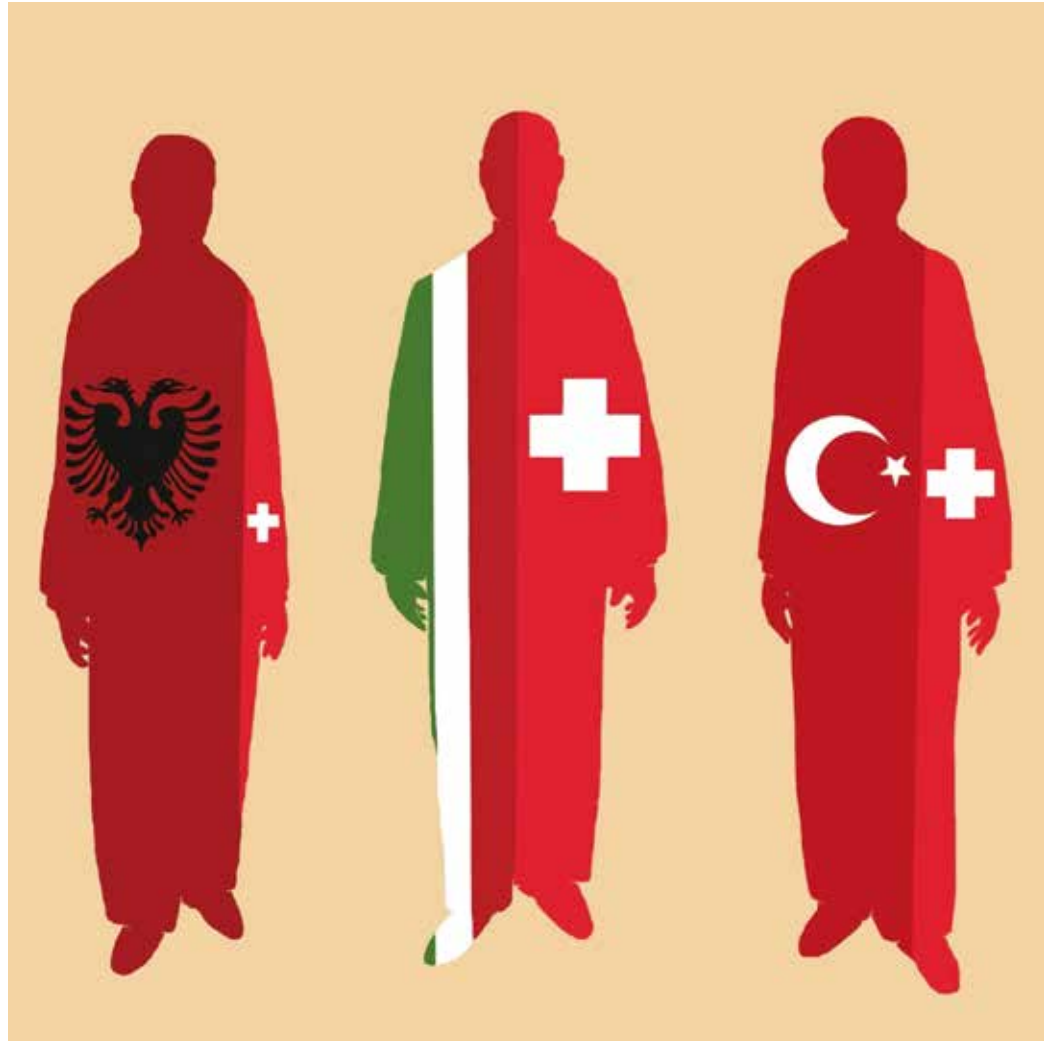
Es soll schon gar nicht erst zu unliebsamen Diskussionen kommen: Der freisinnige Bundesratskandidat Ignazio Cassis hat vor kurzem unter erheblichem Medienecho auf sein italienisches Bürgerrecht verzichtet. Es sei für ihn klar, erklärte der Tessiner, dass keinerlei Zweifel an seiner Loyalität zum Schweizer Vaterland aufkommen dürften. Der Entscheid des Top-Kandidaten sorgte für kritische bis hämische Kommentare von links und für Applaus von rechts. Im Südkanton, der seine Swisness besonders sorgfältig pflegt, kündigte SVP-Nationalrat Marco Chiesa gleich mehrere Vorstösse an. Wenn es nach ihm geht, sollen Mitglieder der Landesregierung, der eidgenössischen Räte und des Bundesgerichts keine zusätzliche Staatsbürgerschaft mehr besitzen dürfen.

Widerstand im Parlament

Im konservativen Lager wittert man angesichts der vielen doppelten Staatsbürgerschaften Loyalitätskonflikte, speziell in Militär, Politik, Diplomatie oder Justiz. Nationalrat Roland Büchel, Präsident der Aussenpolitischen Kommission, meint dazu: «Die heutige Regelung ist ein ausgesprochenes Schönwetterprogramm. Doch für welches Land nimmt ein Doppelbürger im Kriegsfall die Waffe in die Hand?» SVP-Nationalrat Erich Hess forderte mit einer Motion, dass Neueingebürgerte kein doppeltes Bürgerrecht mehr haben dürften. Er empfinde dieses als «massive Bevorteilung gegenüber uns normalen Schweizern». Denn, rief Hess in den Nationalratssaal, «wenn die Schweiz den Bach runtergeht, können sie einfach in ihr Ursprungsland zurückgehen». Sein Kollege Lukas Reimann hatte schon 2014 mittels Vorstoss verlangt, dass sich Einbürgerungswillige für ihren neuen Lebensmittelpunkt entscheiden: «Das Doppelbürgerrecht führt zu Rechtsunsicherheit und Rechtsproblemen.»

Der SP-Migrationsspezialist Andy Tschümperlin hielt damals dagegen: «Die Identität definiert sich nicht nur über den Pass, sondern auch über die Herkunft. Das zeigt auch, dass viele Schweizer Auswanderer ihren Schweizer Pass nicht aufgeben wollen, sondern zu ihren Wurzeln stehen.» Tatsächlich verfügen drei Viertel der fast 750 000 Auslandschweizer über mindestens eine zusätzliche Staatsbürgerschaft.

Nun handelt es sich bei diesem emotional aufgeladenen Thema nicht bloss um eine helvetische Schildbürgerei. In Australien etwa herrscht beträchtliche Aufregung, weil sich etliche Parlamentsabgeordnete – unter ihnen



Seit 1992 ist das Doppelbürgerrecht im Inland ohne Einschränkung erlaubt.

auch der Vizepremierminister und der Rohstoffminister – als Doppelbürger entpuppt haben. Dies ist gemäss australischer Verfassung ein für alle Mal verboten. Sämtlichen Abgeordneten ist es nämlich untersagt, «anderen Interessen zu dienen». Demgegenüber wird in Europa die Vergabe des Bürgerrechts relativ grosszügig gehandhabt. Es gibt allerdings Ausnahmen: Auf die Exklusivität ihrer Staatsangehörigkeit pochen Österreich, Norwegen, die Niederlande, das nationalkonservativ regierte Polen sowie die baltischen Staaten Litauen und Estland, welche das Trauma der Russifizierung umtreibt.

Aberkennung bei Nazi-Schweizern

Seit je hat die Schweiz ihren Bürgerinnen und Bürgern die Annahme einer Doppelbürgerschaft erlaubt. Laut Bundesverfassung von 1848 durfte aber «kein Kanton das Bürgerrecht Ausländern erteilen, wenn sie nicht aus dem

früheren Staatsverband entlassen werden». Diese streng gehandhabte Regelung führte dazu, dass beispielsweise Briten nicht Schweizer werden konnten, weil das Königreich seine Staatsangehörigen gar nicht aus dem Heimatrecht entliess. Ein bundesrätlicher Beschluss be-

Bis 1952 verloren Schweizerinnen, die einen Ausländer heirateten, automatisch das Bürgerrecht.

treffend Änderung der Vorschriften über Erwerb und Verlust des Schweizer Bürgerrechts sah zwischen 1940 und 1952 vor, dass Doppelbürger die Staatsangehörigkeit verlieren konnten, wenn sie den Interessen oder dem Ansehen der Schweiz erheblich schaden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden nicht weniger als 86 Personen ausgebürgert, haupt-

sächlich darum, weil sie sich mit dem Nationalsozialismus eingelassen hatten. Unter ihnen befand sich ein so prominenter Name wie jener des St. Galler Psychiaters Ernst Rüdin, Vordenker des verbrecherischen «Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses». Diese Bestimmung gilt grundsätzlich noch immer, ist aber dem Kriegs- oder Krisenfall vorbehalten. 2016 wurde ein Verfahren eröffnet, um einem schweizerisch-italienischen Doppelbürger das Schweizer Bürgerrecht zu entziehen, weil er sich dem Islamischen Staat in Syrien angeschlossen hatte.

Bis 1952 verloren Schweizerinnen, die einen Ausländer heirateten, automatisch das Bürgerrecht. Bis Ende 1991 konnten sie es lediglich durch eine (allerdings grosszügig gewährte) Genehmigung behalten. Artikel 17 des Bürgerrechtsgesetzes sah als Voraussetzung für die Einbürgerung den Verzicht auf die bisherige Staatsangehörigkeit vor, jedenfalls soweit dieser Verzicht zumutbar war. Allerdings galt die Bestimmung nur für ordentliche, nicht aber für erleichterte und erneuerte Einbürgerungen.

Druck der Wirtschaftsverbände

Im Verlauf der Bürgerrechtsrevision von 1990 kam es zu überraschenden, folgenreichen Neuerungen, die Bundesrat Arnold Koller (CVP) ansties. Der damalige Justizminister äusserte sich besorgt über den Rückgang der Einbürgerungen und verwies auf eine Eingabe der Wirtschaftsverbände, die unter Hinweis auf den Europäischen Wirtschaftsraum eine Erleichterung beim Doppelbürgerrecht forderten. «Wir haben schon lange gelernt, mit dem Doppelbürgerrecht zu leben», meinte Koller und erinnerte an die zahlreichen Kinder von Eltern unterschiedlicher Staatsangehörigkeit. Zudem hatten das Ende des Kalten Krieges und der Zusammenbruch des kommunistischen Ostens das Argument entschärft, man könne Doppelbürgern in einem anderen Heimatstaat keinen diplomatischen Schutz gewähren.

Das Jahr 1992 steht nicht nur für den schicksalsschweren EWR-Entscheid von Volk und Stän-

den; seit jenem Jahr ist das Doppelbürgerrecht auch im Inland ohne Einschränkung erlaubt. Ausländer können also ihr angestammtes Bürgerrecht behalten, wenn sie sich einbürgern lassen. Es gibt diesbezüglich weder kantonale noch völkerrechtliche Schranken. 1998 verpflichteten sich Italien und die Schweiz, den Erwerb des jeweiligen Bürgerrechts nicht vom Verzicht des andern abhängig zu machen. Einen ersten Vorstoss zum Ausschluss des Doppelbürgerrechts unternahm 2004 die SVP-Nationalrätin Jasmin Hutter; sie verlangte eine Rückkehr zur Praxis vor 1992.

2007 erlaubte auch die Bundesrepublik Deutschland die Doppelbürgerschaft, was hierzulande die Zahl der Einbürgerungen von Deutschen in die Höhe schnellen liess. Ausgerechnet in Deutschland ist diese Lockerung gegenwärtig wieder ein vieldiskutiertes Thema, allerdings nicht wegen der Schweiz. Lautstarke Demonstrationen zugunsten der Präsidenten Erdogan und Assad hatten die Bundesbürger aufgeschreckt. Die CDU will gegen die Doppelbürgerschaft vorgehen:

Türkisch-schweizerische Doppelbürger stimmen über Erdogans Todesstrafe ab.

Ausländische Jugendliche sollen sich für das eine oder das andere Land entscheiden. Dies hat selbstverständlich mit der Furcht vor dem Islamismus zu tun, noch mehr möglicherweise aber mit dem gegenwärtigen Bundestagswahlkampf.

Interessenkonflikte

Staatsangehörige der Vereinigten Staaten – oft durch Geburt auch Amerikaner geworden –, haben ihr Bürgerrecht en masse freiwillig zurückgegeben, weil sie wenig Lust verspürten, sich vom gestrengen Steuerregime zusätzlich plagen zu lassen. Davon liessen sie sich nicht einmal durch die zu entrichtende stattliche Austrittssumme abhalten.

Doppelbürger haben grundsätzlich alle Rechte und Pflichten von Schweizer Bürgern. Zwar sind sie wehrpflichtig, werden aber nicht aufgeboden, wenn sie ihren Dienst im andern Heimatstaat geleistet haben. Anders als die Ausländer müssen sie aber Wehrpflichtersatzabgabe bezahlen und unter Umständen Zivildienst leisten. Was den diplomatischen Schutz betrifft, so ist derjenige Staat zuständig, zu dem der Doppel- oder Mehrfachbürger den stärkeren Bezug hat. Anspruch auf Sozialleistungen für Auslandschweizer haben Doppelbürger nur, «wenn die ausländische Staatsangehörigkeit nicht vorherrscht».

Seit 2015 dürfen Mehrfachbürger unser Land sogar als Botschafter in aller Welt vertreten. Türkisch-schweizerische Doppelbürger stimmen über Erdogans Todesstrafe ab und verletzen damit zwingendes Völkerrecht. Sie reden an der Urne über die Geschicke zweier Staaten mit, was der in der Schweizer Verfassung garantierten Rechtsgleichheit widerspricht. Die weiterwirkende Identifikation mit teilweise tiefverfeindeten Heimatländern gipfelte 2015 in der Bundesstadt in blutigen Zusammenstössen zwischen Kurden und Türken mit 22 Verletzten. Da nimmt sich das Gezerre um schweizerisch-kosovarische Doppelbürger bei der Besetzung der Fussballnationalmannschaft geradezu harmlos aus.

In den meisten Fällen entstehen Doppelbürgerschaften bei national gemischten Ehen durch die Weitergabe an die Kinder. Besonders häufig besitzen die in der Schweiz lebenden Doppelbürger die italienische Staatsangehörigkeit, dann folgen jene der Nachbarländer Frankreich und Deutschland. Aber auch die Doppelbürgerschaften mit den Balkanstaaten und der Türkei haben in den letzten Jahren massiv zugenommen. Kein Doppelbürgerrecht haben 4384832 Schweizerinnen und Schweizer über dem 15. Lebensjahr. Mittlerweile leben in unserem Land 873046 Doppelbürger, die über 15-jährig sind – etwa so viele, wie der Kanton Bern Einwohner zählt. Weil das Bundesamt die Kinder nicht mitzählt, sehen die Zahlen etwas gemässiger aus, als sie in Wirklichkeit sind. ○

NEWS - BREAKING NEWS - BREAKING



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme



TEMPUR Breeze 22

Jetzt
1'290.-
Statt 1'690.-

In der Schweiz einkaufen lohnt sich.
TEMPUR-Matratzen bei Schlafwohl jetzt günstiger als in Deutschland!

Schweiz  **1 : 0**  **Deutschland**

Aktion gültig auf TEMPUR Original Breeze und TEMPUR Sensation Breeze, Grösse 90x200cm, bis 30. Sept. 2017, Preise in CHF.

• Persönliche und unabhängige Fachberatung • Alle Matratzen zum garantiert besten Preis • Probeschlafen bei Ihnen zu Hause
• Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung • Offertanfragen: 044 700 01 09 - anfrage@schlafwohl.ch

Unsere Fachgeschäfte: Zürich | Bern | Basel | St. Gallen | Baar | Chur | Mellingen

www.schlafwohl.ch

«Das kann ich doch auch!»

Kariem Hussein ist der Posterboy der Schweizer Leichtathletik. Hier spricht er über grosse Ziele, die Sitten im Athletendorf, seine ägyptischen Wurzeln und die faszinierende Persönlichkeit von Usain Bolt. Von Philipp Gut und Vera Hartmann (Bild)

Selten wurde ich von Arbeitskolleginnen so um einen Interviewtermin beneidet wie am Mittwoch vergangener Woche. Bei 32 Grad im Schatten traf ich 400-Meter-Hürden-Champion Kariem Hussein auf der Terrasse des Zürcher Hotels «Storchen», von wo der Blick auf die Limmat, das Grossmünster und den See geht. Hussein, der Europameister von 2014 und WM-Achte von London, trank mehrere Gläser Orangensaft, sein Trainer Flavio Zberg (Cola zero) begleitete ihn. Nach dem Gespräch kamen beide mit ans grosse *Weltwoche*-Fest ein paar Schritte weiter im «Terrasse». Seither hängen bei meinen Kolleginnen Fotos des langbeinigen Athleten über dem Arbeitspult.

Herr Hussein, die Medien überhäufen Sie mit Superlativen: «Der absolute Frauen-Schwarm» (SRF), «Wie ein Popstar» (St. Galler Tagblatt), «Unser Gold-Pharao» (Sonntagsblick). Erkennen Sie sich darin wieder?

Manchmal schmeichelt es mir, manchmal ist es mir fast ein bisschen unheimlich. Ich definiere mich nicht darüber, auch nicht über den Europameistertitel. Sondern darüber, wer ich bin, über meine Erziehung, meinen Charakter.

Ihr Vater stammt aus Ägypten, Sie machen regelmässig Familienferien in Kairo. Wo spüren Sie dieses Erbe?

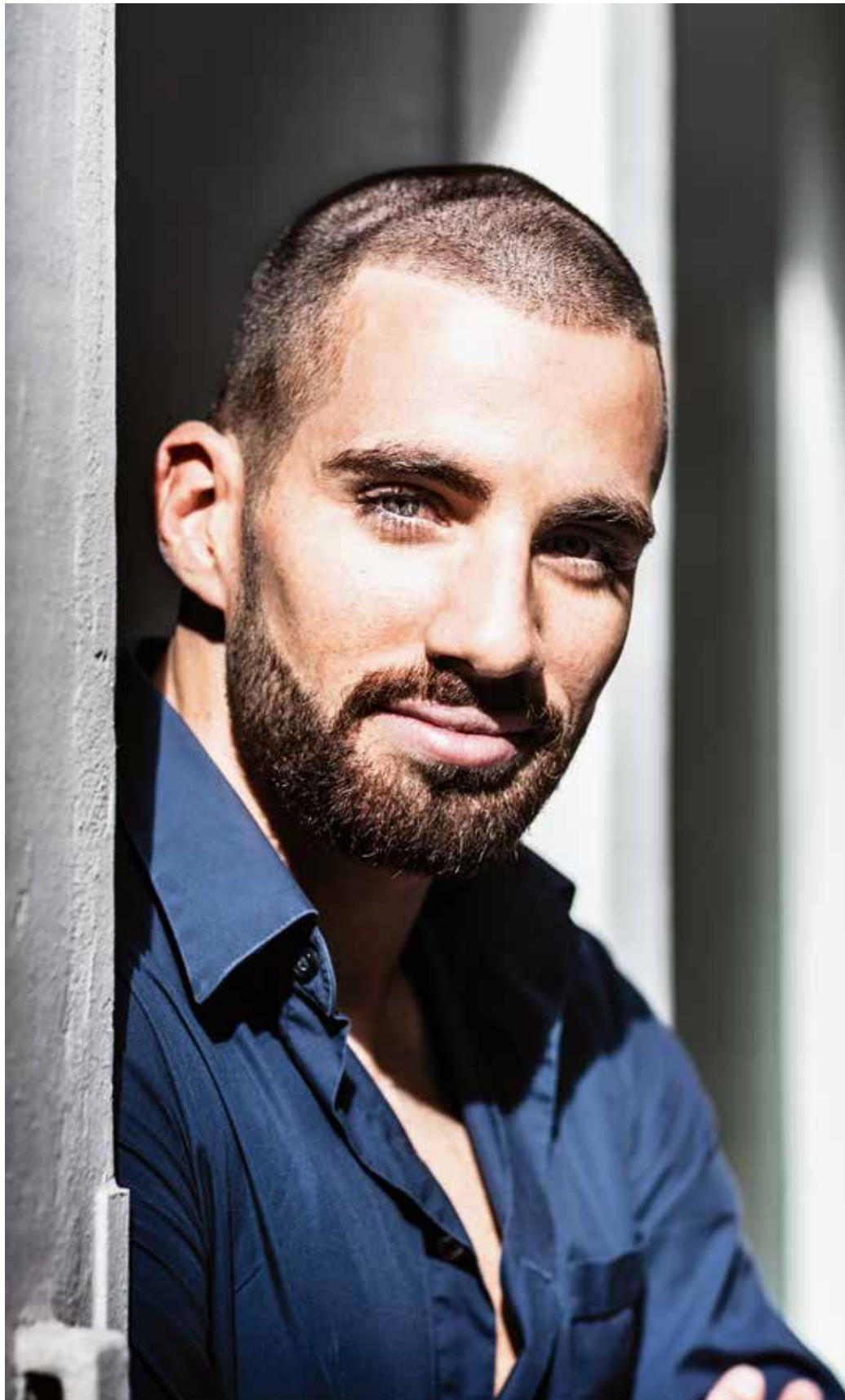
Das Ägyptische ist vielleicht die südländische Mentalität, das Träumerische – das Schweizerische mehr der Realismus.

Nach dem Europa- bleibt eigentlich nur noch der Weltmeistertitel oder der Olympiasieg. Ist ein solcher Triumph realistisch?

In der Schweiz schauen sie dich komisch an, wenn du sagst, du willst Weltmeister werden. Ich würde das nicht gross ankünden, aber grundsätzlich will ein Sportler immer gewinnen. In anderen Bereichen wollen wir ja auch die Besten sein – warum soll das keine Schweizer Tugend sein?

Mit Ihrer Zeit von 48,45 Sekunden beim Heim-Meeting «Weltklasse Zürich» hätten Sie an der Weltmeisterschaft in London wenige Tage zuvor Silber geholt. Beschäftigt Sie dieser Gedanke?

Wenn ich mein Potenzial hätte abrufen können, hätte es wahrscheinlich zu mehr gereicht. Die Bedingungen in London waren allerdings etwas schlechter als in Zürich, du kannst die Zeiten nicht eins zu eins vergleichen. Aber klar war ich enttäuscht.



«Sie schauen dich komisch an, wenn du Weltmeister werden willst»: Hürdenstar Hussein, 28.

Ich habe Ihre WM-Auftritte im Fernsehen verfolgt. Der Vorlauf war, Sie entschuldigen, miserabel, der Halbfinal grossartig, der Final dann wieder enttäuschend. Wie erklären Sie sich diese Achterbahnfahrt?

Ich bin ratlos, weil eigentlich alles stimmte. Es ist, wie es ist. Es interessiert mich deshalb auch nicht mehr.

Sie machen also keine Psychoanalyse mit Ihrem Trainer zusammen?

Ich wähle eher eine Vorwärtsstrategie.

Sportliche Grossanlässe sind wie Prüfungen: Man muss im entscheidenden Moment bereit sein und die beste Leistung zeigen. Wie bringt man das hin? Können Sie da noch zulegen?

Ich konnte das eigentlich immer, das ist eine meiner Stärken. Ich hatte an diesem Tag das Gefühl, im Kopf bereit gewesen zu sein. Das Mentale ist entscheidend, der Formaufbau muss stimmen. Es braucht aber auch Glück, das Momentum muss auf deiner Seite sein. In gewissem Mass kannst du das erzwingen, aber in Bezug auf diese WM bleibe ich ratlos.

Sie sind mit modernsten Methoden durchtrainiert, aber keine Maschine.

Das ist so. Nehmen wir das Beispiel meines EM-Titels 2014 in Zürich: Ich hatte vor dem Rennen ein so schlechtes Gefühl wie nie, und es ging super auf. Umgekehrt hast du manchmal das Gefühl, du könntest Bäume ausreissen, und dann läuft es nicht. Warum das so ist, ist schwierig zu erklären. Es ist einfach, im Nachhinein hundert Dinge hineinzuinterpretieren.

Wie würden Sie das Verhältnis von Körper und Geist bestimmen? Wie wichtig ist der Kopf?

In Prozenten kann ich das nicht ausdrücken, aber am Wettkampftag ist der Kopf wahrscheinlich entscheidender. Ich habe schon persönliche Bestleistungen erreicht und zuvor zwei Nächte nicht geschlafen, oder ich war erkältet. Am Tag X musst du körperlich gar nicht unbedingt zu 100 Prozent fit sein. Dafür mental.

Sind Sie ein Kopfmensch?

Ich würde mich schon als einen solchen bezeichnen. Ich möchte keinem 100-Meter-Läufer zu nahe treten, aber die machen, die rennen einfach. Sie haben eine gewisse Lockerheit.

Die 400 Meter Hürden gelten als Disziplin für Kluge. Ich nehme an, Sie widersprechen nicht?

(Lacht) Das habe ich auch schon gehört. Es gibt sogar inoffizielle Studien dazu.

Man hat den IQ gemessen?

Nein, aber man schaute die Schweizer 400-Meter-Läufer genauer an, es waren alle Akademiker. Wieso auch immer. Sicher ist: Einzelsportarten lassen sich besser mit einem Studium kombinieren als Mannschaftssportarten.

Sie machen nächstes Jahr das medizinische Staatsexamen. In welche Richtung werden Sie sich spezialisieren?

Das weiss ich noch nicht, ich habe aber immer gesagt, dass ich Sportarzt werden und vielleicht sonst noch eine Ausbildung machen möchte. Und ich will den Schritt ins Ausland wagen, in die USA oder nach Australien.

Der Boulevard jubilierte, als Sie ein Praktikum als Gynäkologe absolvierten. Wäre das etwas für Sie?

Ich schliesse es nicht aus. Die Breite und Vielfalt dieses Fachgebiets fasziniert mich.

Sind Sie wegen Ihres arabischen Namens in der Schweiz je diskriminiert worden?

Nein, nie, im Gegenteil. Es war cool, einen solchen Namen zu haben.

Worin liegt die Schönheit des Thurgaus?

In der Landschaft, in der Ruhe. Ich bin am See aufgewachsen und verbinde damit eine gute Kindheit.

Als Sie neulich Gast beim «Donnschtig-Jass» waren, stürzte sich Moderator Roman Kilchsperger in Ihr hautenges Renndress. Ist es einem wohl in so einem Ding?

Am Anfang war es komisch, das muss ich ehrlich sagen. Aber mittlerweile finde ich es durchaus anziehend, besonders mit einem schönen Design. Wir machen eine Sportart, in der man so was tragen darf. Bei manchen ist es schöner, bei manchen weniger.

Was ist der Grund für diese Anzüge? Die Aerodynamik?

Vor allem der Luftwiderstand und ein bisschen die Kompression. Aber auch mental ist es interessant: Wenn du in diesen Anzug steigst, bist du im Rennmodus.

Gewähren Sie uns bitte Einblick hinter die Kulissen: Gibt es Athleten, die eine Art optisches Doping anwenden, damit gewisse Körperstellen markanter in Erscheinung treten?

Das hat mich Roman auch gefragt. Ich habe das nie gesehen.

Die Athletendörfer stelle ich mir als kartausenähnliche Siedlungen vor, bevölkert von sittenstrengen Asketen. Irre ich?

Ehrlich, ich habe es nie so erlebt, wie es in den Medien jeweils beschrieben wird: als ein Gaudi, wo es keine Grenzen gibt, die Zimmertüren offen stehen und das Gegen Geschlecht willkommen ist. Es gibt allerdings den einen oder anderen, der mit vollen Händen in die aufgestellten Schüsseln mit Kondomen greift.

Manche Trainer verbieten ihren Athleten den Kontakt zum anderen Geschlecht. Ergibt das medizinisch einen Sinn?

Am Wettkampftag wohl schon. Wenn man sich zwei Jahre lang auf einen Grossanlass vorbereitet, dann kann es nicht so schwierig sein, ein paar Tage auf Sex zu verzichten.

Sie sind oft fast rund um die Uhr mit Ihrem Trainer Flavio Zberg zusammen. Wie darf man sich dieses Verhältnis vorstellen? Ist er

Ihr Vorgesetzter oder Untergebener? Würden Sie ihn als Freund bezeichnen?

Wir verbringen sehr viel Zeit zusammen, ich schätze es, wenn ich zu Wettkämpfen begleitet werde. Er weiss sehr viel von mir. Ich bin der Chef des Unternehmens, aber der Trainer hat die Fäden in der Hand und trifft viele Entscheidungen. Wir haben ähnliche Interessen. Viele verwechseln uns sogar. Trotzdem ziehen wir gewisse Grenzen.

Im Sport gilt die Maxime «Ohne Leiden keine Leistung». Macht Ihnen das Spass?

Im Training denke ich manchmal: «Mein Gott, was machst du da!» Und dann ist es einfach nur geil. Ohne Spass und Leidenschaft wird der Erfolg nicht kommen.

Blenden wir auf Ihren Europameisterlauf 2014 in Zürich zurück, wo Sie ein faszinierendes psychologisches Schauspiel geliefert haben. Nach dem Triumph verging eine geschlagene Minute, bis Sie zum Jubel ansetzten. Wie würde der Arzt Kariem Hussein diesen Vorgang erklären?

Er würde sagen, dass das Adrenalin komplett aus dem Körper raus war. Ich war hormonell leer. Vieles läuft unbewusst, ich erinnere mich nicht mehr daran. Vor der EM habe ich mir immer wieder vorgestellt, dass ich als Erster über die Ziellinie laufe. Mit Bildern zu arbeiten, ist sehr hilfreich. Damit du ein so grosses Ziel erreichst, musst du es sehen, es vor dir haben. Du kannst dir auch vorstellen, du seist ein Tiger oder ein Gepard, vielleicht macht es dich schneller.

Können Sie eine Typologie der verschiedenen Leichtathleten zeichnen? Wie ist zum Beispiel der typische Sprinter?

Sprinter sind wie Löwen. Sie chillen, sind locker drauf, nehmen den Lift, nicht die Treppe. Sie brauchen länger, um sich vom einen Ort zum anderen zu bewegen. Und wenn der Trainer ruft, macht es bumm – und sie geben Vollgas. Danach ist wieder Chillen in Kombination mit coolen Sprüchen angesagt. Die Stabhochspringer sind die Surfer der Szene.

Der internationale Leichtathletikzirkus wimmelt von illustren Figuren. Wer hat Sie am meisten beeindruckt?

Usain Bolt. Er war der Grund, dass ich überhaupt mit Leichtathletik angefangen habe. Ich sah ihn an den Olympischen Spielen 2008 in Peking im Fernsehen. Sein Laufstil sah so schön und so einfach aus. In einer gewissen Überheblichkeit sagte ich: «Das kann ich doch auch!» 2015 traf ich ihn an den Weltmeisterschaften am selben Ort. Ich hatte gerade meinen Halbfinal hinter mir und ging enttäuscht vom Platz, da traf ich ihn beim Einlaufen. Ich wünschte ihm viel Glück, und er gab mir die Hand. Er war recht nervös. Ich glaube, er war nicht so locker, wie er sich gab mit seinen Faxen. Aber er hat eine extreme Persönlichkeit, eine extreme innere Stärke. Das strahlt er aus wie wenige andere. ○

Das Volk im Nacken

Bundesrat Guy Parmelin will eine rundum modernisierte Luftverteidigung. Diese Schicksalsfrage für die Armee wird der Verteidigungsminister nicht am Volk vorbeischmuggeln können. Von René Zeller

In den Kinosälen wird zurzeit die spektakulärste Niederlage der Schweizer Armee nach-erzählt. Am 18. Mai 2014 brachte das Stimmvolk den Kampffjet Gripen zum Absturz. Der Dokumentarfilm «Ein Volk auf der Höhe», realisiert vom Waadtländer Frédéric Gonseth, ist gut getimt. Er rollt den Teppich für SVP-Bundesrat Guy Parmelin aus, der es besser machen muss als sein Amtsvorgänger Ueli Maurer. Der Film zeigt schnörkellos auf, dass der damalige Militärminister nicht alles, aber vieles falsch gemacht hat. Maurer band seinen Piloten einen Maulkorb um, er vermochte die technischen Zweifel am schwedischen Modell nicht zu zerstreuen, er agierte in seinen öffentlichen Auftritten zuweilen wenig souverän. Er hatte auch insofern Pech, als die schwedischen Anbieter tollpatschig vorgingen.

Guy Parmelin kann aus dem Film unschwer herausfiltern, was zu tun ist. Er sollte nicht warten, bis nach einem mehrjährigen Evaluationsverfahren ein Flugzeugtyp obsiegt, der dann von den unterlegenen Anbietern schlechteredet und von den Armeegegnern erneut als viel zu teure Luxusanschaffung verteufelt wird. Falls dieses Szenario «Gripen Due» erneut Schiffbruch erleiden würde, wären die Konsequenzen katastrophal: Die Armee hätte – abgesehen von schrottreifen Tiger F-5 und dannzumal altersschwachen F/A-18 – keine Luftkampfmittel mehr. Ende Feuer.

Ja oder Nein zur Luftverteidigung?

Ein anderer Lösungsansatz bietet sich Parmelin an. Dieser wird im Bericht angetippt, den die von ihm eingesetzte politische Begleitgruppe zur Evaluation und Beschaffung eines neuen Kampfflugzeugs am 30. Mai vorgelegt hat. Dort wird als Möglichkeit ein «Grundsatz- und Planungsbeschluss gemäss Artikel 28 des Parlamentsgesetzes» vorgeschlagen. Das heisst: Parmelin könnte darauf hinwirken, dass das Volk vorab entscheidet, ob es das Nein zum Gripen widerrufen will.

Falls das Volk die Notwendigkeit einer Sicherung des Luftraums bejahen würde, wäre die materielle Ausstaffierung der Luftwaffe nachgelagert im regulären parlamentarischen Prozess zu vollziehen.

Befürwortet wird ein solches Vorgehen von Divisionär Bernhard Müller, der Anfang 2018 die Nachfolge von Korpskommandant Aldo



Saab wieder in der Offensive: Gripen-Testflug über den Schweizer Alpen.

Schellenberg als Luftwaffenchef antreten wird. Am Sonntag erklärte Müller nach der Vorführung des Films «Ein Volk auf der Höhe» im Zürcher Kino «Riffraff», seines Erachtens sollte das Volk über die Zukunft der Luftwaffe mitentscheiden können. Die Frage müsse lauten: «Will die Schweiz noch Souveränität ausüben im Luftraum?»



Guy Parmelin.

Über die Option einer möglichen Volksbefragung zur Zukunft der Luftwaffe wird auf dem politischen Rollfeld bereits intensiv taktiert. SVP-Nationalrat Thomas Hurter meinte an der erwähnten Veranstaltung, es sei nicht einsichtig, weshalb bei Materialbeschaffungen für die Armee andere Spielregeln gelten sollten als für Zugskompositionen. Wenn die Linke die Luftwaffe grounden wolle, so müsse sie das via Initiativrecht versuchen. Anders sieht es der grüne

Nationalrat Balthasar Glättli. «Wir wollen eine möglichst konkrete Fragestellung, also über einen Flugzeugtyp und dessen Kosten abstimmen können.» Freimütig bekannte Glättli, es sei taktisch wichtig, auf welchem Feld politische Schlachten geschlagen würden – ein Referendum lässt sich einfacher gewinnen als eine Volksinitiative.

Vorerst liegt der Ball aber bei Parmelin. Sein prägnantester Beitrag zur luftverteidigungspolitischen Zukunft war bisher, dass er im März 2016 die Evaluation eines neuen Boden-Luft-Abwehrsystems (Bodluf) sistierte. Seit her hat er eine Expertengruppe eingesetzt, die ihm Ende Mai vier mögliche Varianten unterbreitet hat (20, 30, 40, 55 und mehr Kampffjets). Jetzt will Parmelin ein milliardenschweres Paket schnüren, bestehend aus Jets und Luftabwehr. Ob er vorgängig einen Richtungsentscheid pro oder contra Luftwaffe erwirken kann? Ob er das Parlament dafür gewinnen wird? Das Nein zum Gripen hat lange Schatten geworfen.

Ein dezidierter Befürworter des skizzierten Szenarios ist SVP-Nationalrat Adrian Amstutz. Er verteidigte Bundesrat Parmelin resolut, als dieser den Bodluf-Sistierungsentscheid fällte, und er hält diesen Beschluss unverändert für richtig. «Eine vorzeitige, nicht auf die Flugzeugbeschaffung abgestimmte Bodluf-Beschaffung hätte fatale Sachzwänge geschaffen.» Amstutz betont: «Die SVP will die Beschaffung neuer Kampffjets und eines Bodluf-Systems, wie der vorliegende Expertenbericht klar bestätigt, als sich gegenseitig ergänzendes Gesamtverteidigungspaket.» Er spricht sich zudem für einen Urnengang aus, wobei die Grundsatzfrage gestellt werden müsse: «Sollen

die Menschen in der Schweiz vor Gefahren aus der Luft geschützt werden, ja oder nein?»

Die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) verfolgt eine konträre Agenda. Der grüne Ex-Nationalrat Josef Lang interpretiert das Nein zum Gripen so, dass das Volk damals den Ersatz der Tiger-Flotte refüsiert habe. Die F/A-18-Jets seien noch bis 2030 lufttauglich. Weil eine Neuevaluation maximal acht Jahre daure, ist nach Auffassung Langs «jede Diskussion um neue Kampfflugzeuge vor 2022 eine Desavouierung des Volksentscheids von 2014». Im Übrigen stelle die GSoA den Luftpolizeidienst der Armee nicht in Frage, sagt Lang. Dafür reichten aber zwölf Flugzeuge. Falls sich das Parlament dereinst in diesem Sinne entscheide, «würden wir kein Referendum ergreifen».

Lobbyisten am Start

Auch die Flugzeughersteller sind längst wieder startklar. Ausgerechnet der schwedische Anbieter Saab agiert zuvorderst. Im Mai vermeldete das Unternehmen den Erstflug des Typs Gripen E. Der Chef von Saab Schweiz, Rustan Nicander, antwortete auf die Frage, ob Saab sein Glück erneut versuchen wolle: «Ja. Wir sind bereit, der Schweiz eine Offerte zu unterbreiten, und wir werden den Gripen E gemäss den zeitlichen Wünschen der Schweiz ausliefern können.» Für den Kampfjet Gripen spreche, dass sich neben Schweden inzwischen auch Brasilien für dieses Modell entschieden habe. Zudem unterstreicht Nicander, dass Saab weiterhin der kostengünstigste Anbieter sein werde.

Das Lobbying, bei Rüstungsbeschaffungen stets ein mitentscheidender Faktor, soll transparenter vonstattengehen als bisher. Diese Erwartung teilen Politiker von links bis rechts. Auch hier geht Saab voran. Die Agentur Hirzel, Neef, Schmid bleibt lobbyistische Statthalterin von Saab in der Schweiz. Die Grossagentur Farner hat seit dem Gripen-Grounding das Feld für den Joint Strike Fighter F-35 des amerikanischen Anbieters Lockheed Martin sondiert. Brancheninsider bezweifeln aber, dass dieser superteure Flieger schweiztauglich ist. Mehr Chancen werden dem modernisierten amerikanischen F/A-18 Super Hornet (Boeing) eingeräumt. Ob Farner alternativ für den französischen Rafale (Dassault) ins Rennen steigen wird? Darüber schweigt sich die Agentur aus. Wahrscheinlich ist, dass auch der vom Airbus-Konzern hergestellte Eurofighter in die Evaluation einbezogen wird. In Bern wird gemunkelt, die Agentur Furrer Hugi komme hier zum Zug. «Wir haben zurzeit kein Mandat von Airbus», sagt Agenturleiter Andreas Hugi sibyllinisch.

Was nicht ist, kann noch werden. Vorerst muss Parmelin beweisen, dass er nicht nur sistieren, sondern auch überzeugen kann. Er muss den Bundesrat und das Parlament überzeugen, anschliessend hat er das Volk im Nacken. Es wäre nicht unklug, wenn sich Anbieter und Lobbyisten erst danach piesacken würden. ○

Jura

Belprahon und Sorvilier

Die demokratische Feinarbeit zur Bewältigung des Jura-Konflikts ist noch nicht zu Ende. Belprahon und Sorvilier stimmen ab, ob sie sich mit Moutier dem Kanton Jura anschliessen möchten. *Von Andreas Gross*

Wir nähern uns der Bewältigung des «Unrechts», das dem Jura anno 1815 geschah. Vor 202 Jahren beschlossen die europäischen Grossmächte am Wiener Kongress, die damals zu Frankreich gehörenden sechs Jurabezirke zwischen Pruntrut und dem Bielersee dem Kanton Bern zu vermachen – selbstverständlich ohne einen einzigen Jurassier nach seiner Meinung zu fragen. Damit schuf Europa den Jura-Konflikt, der vor allem zwischen 1945 und 1975 in der ganzen Region zu enormen Auseinandersetzungen, ja zu gewaltsamen Eruptionen und Spannungen führte.

Kaskade von Plebisziten

1970 entschied sich der Kanton Bern im Einvernehmen mit dem Bundesrat zu einer «kommunalistischen» Form der Bewältigung des Jura-Konflikts. Das heisst, es wurde erst in den Bezirken und dann in den Gemeinden eine Kaskade von Jura-Plebisziten organisiert, die es bis heute jeder einzelnen Gemeinde erlauben, über ihre Zugehörigkeit zum neuen Kanton Jura oder über ihren Verbleib im alten, kleiner gewordenen Kanton Bern zu entscheiden. Das führte zwischen 1974 und 2017 zu über zwanzig Volksabstimmungen auf allen Ebenen; doch auch auf eidgenössischer Ebene mussten die Schaffung des neuen Kantons Jura (1978), die Zugehörigkeit des Laufentals zum Kanton Baselland (1993) und 1996 gar der Einzug der kleinen Gemeinde Vellerat in den Kanton Jura per Volksabstimmung abgesehen werden.

Am 18. Juni dieses Jahres fand in Moutier die letzte dieser kommunalen Kaskaden statt. Bei einer fast 90-prozentigen Stimmbeteiligung beschloss eine Mehrheit von 52 Prozent der Prévôtois (wie die Einwohner von Moutier heissen), den Kanton Bern zu verlassen und die zweitgrösste Stadt des Kantons Jura zu werden. Doch dieser zeitlich letzte wichtige Entscheid, gegen den zwölf freilich nicht sehr aussichtsreiche Einsprachen immer noch hängig sind, war noch nicht die letzte kommunale Volksabstimmung dieses fünfzig Jahre langen Prozesses der Krisenbewältigung. Die zwei Nachbargemeinden von Moutier, das bloss zwei Kilometer ostnordöstlich gelegene Belprahon (deutsch: Tiefenbach) und das südwestlich Moutiers gelegene Sorvilier, haben sich ausbedungen, nach dem Entscheid von Moutier ihrerseits noch über die eigene Kantonszugehörigkeit abstimmen zu dürfen.



Eruptionen: Separatisten-Feier in Moutier, 18. Juni.

Diese beiden kommunalen Abstimmungen, Nummer 24 und 25 seit 1974, finden Mitte September statt.

Dabei sind die Ausgangslagen ähnlich, aber nicht ganz gleich. Das ganz nahe bei Moutier am Sonnenhang des Mont Raimeux liegende Belprahon ist nur vier Quadratkilometer gross und bietet 308 Einwohnern, die fast alle in Moutier arbeiten, ein Zuhause. Die Grundsatzabstimmung vom November 2013, als sich Moutier für einen neuen grossen Kanton Jura aussprach, ergab in Belprahon ein Patt (110 Ja gegen 110 Nein). So haben deren Einwohner für die definitive Wahl der Kantonszugehörigkeit bewusst die Entscheidung von Moutier abwarten wollen und werden dem regionalen Zentrum wohl nun in den Jura folgen.

In Sorvilier (deutsch: Surbelen), wo die etwas über 200 Stimmberechtigten zwar zu zwei Drittel SP (36,4 Prozent) und SVP (23,5 Prozent) wählen, war es die autonomistische Mehrheit des Gemeinderats, die unabhängig vom Schicksal Moutiers eine Extraabstimmung verlangte. Zwei Gründe sprechen hier eher für eine probernische Mehrheit. Einerseits, weil aus den bisherigen Abstimmungen in den 1970er Jahren und von 2013 nie eine jurassische Mehrheit resultierte. Andererseits, weil im Falle eines Ja zum Jura Sorvilier eine Enklave im Kanton Bern würde ohne direkten Zugang zum Kanton Jura. Das ist zwar nicht ganz ungewöhnlich in der Region, dürfte aber in Sorvilier – bei einer etwas heisseren Abstimmungskampagne als in Belprahon – mit einer knappen Mehrheit zugunsten Berns ins Gewicht fallen. ○



Fixe Idee: Bundespräsidentin Leuthard.

Künstliche Ernährung

Was Doris Leuthard dem Volk zur AHV-Abstimmung sagt und was nicht. Ein genauer Blick auf die Radio- und Videorede der Bundespräsidentin. Von Beat Gygi

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger

Am 24. September stimmen wir über die Reform der Altersvorsorge ab. Sie dient dazu, die AHV und die berufliche Vorsorge zu stabilisieren und ein Alter in Würde zu gewährleisten.

Die Einleitung stellt die Vorlage viel vorteilhafter dar, als sie ist. Es handelt sich nicht um eine echte Reform, stabilisiert wird die Altersvorsorge nicht. Der Zeitpunkt der Leere im AHV-Fonds wird nur um etwa neun Jahre hinausgeschoben. Und wie ist ein «Alter in Würde» hier zu verstehen? Gemeint ist wohl, dass das Rentenniveau nicht sinken soll. Das ist genau die Haltung, mit der das Links-Lager die Parlamentsdebatte beherrschte, die fixe Idee, dass eine Reduktion der monatlichen Renten tabu sei, selbst wenn die steigende Lebenserwartung die durchschnittliche Lebensrentensumme stetig erhöht. Im Klartext heisst das, dass von den Rentnern kein Beitrag zur Sanierung der ange-

schlagenen Vorsorgewerke verlangt werden dürfe. Wenn die Rentnergeneration nun mit der Linken zusammenspannt und ihre Stimmenmacht einsetzt, um die heutige enorme Umverteilung von Jung zu Alt weiterzuführen – was hat das mit Würde zu tun?

Die Reform ist nötig, weil nun die geburtenstarken Jahrgänge ins Rentenalter kommen, weil wir länger leben und länger eine Rente beziehen als früher und weil die Zinsen tief sind und daher die Pensionskassenguthaben langsamer wachsen.

Zwei Punkte sind geschönt: Erstens sind die Alterung der Gesellschaft, die steigende Lebenserwartung und niedrige Kapitalrenditen seit langem bekannt und hätten schon lange eine Anpassung der Altersvorsorge erfordert. Zweitens wird der Begriff «Reform» nun dauernd wiederholt.

Die Reform beruht auf einem ausgewogenen Mix von Einsparungen und zusätzlichen Einnahmen. Bei

der AHV wird das Rentenalter der Frauen von 64 auf 65 Jahre erhöht. Zudem erhält die AHV zusätzlich 0,6 Mehrwertsteuerprozent.

Die Entlastung der AHV durch die Erhöhung des Frauenrentenalters und die höheren Beitragszahlungen der Erwerbstätigen ergeben einen Mix, der zusammen viel weniger ausmacht als die Zufuhr von neuem Geld aus der Mehrwertsteuer. Die AHV erfährt weitgehend eine künstliche Ernährung von aussen.

Die Hälfte davon wird von der IV in die AHV umgelagert.

Der Satz verdeckt, dass es 2018 eigentlich eine Steuererhöhung geben soll. Die Mehrwertsteuer kommt bis Ende 2017 zu 0,4 Prozent der IV zugute, um deren Sanierung zu ermöglichen – diese ist nicht erfolgt. Plangemäss sänke die

Die Bürgerlichen vermochten keine namhaften eigenen Positionen einzubringen.

Mehrwertsteuer per Anfang 2018 also auf 7,6 Prozent, aber für den Verkehrsfonds Fabi wurde bereits ein Zuschuss von 0,1 Prozent beschlossen. Wenn die Altersvorsorge 2020 (AV 2020) angenommen wird, steigt die Mehrwertsteuer 2018 somit wieder auf 8 Prozent. Die ganze Eile mit der AV 2020 rührt auch daher, dass man die Mehrwertsteuermillionen quasi nahtlos und unauffällig von der IV in die AHV nehmen will.

Für die andere Hälfte wird der Mehrwertsteuersatz 2021 von heute 8 auf 8,3 Prozent angehoben. Bei der beruflichen Vorsorge wird für den obligatorischen Teil der Umwandlungssatz von 6,8 auf 6 Prozent gesenkt. Dieser Satz bestimmt die Höhe der Pensionskassenrente.

Leuthard sagt nichts zum Problem, dass auch bei 6 Prozent noch zu hohe Jahresrenten ausbezahlt werden und die Anpassung nicht zur Stabilisierung führt. Es bleibt dabei, dass die Rentner von den Pensionskassen nach einigen Jahren Geld erhalten, das eigentlich den Jüngeren gehört; die Jüngeren merken von der Lücke zurzeit einfach nichts.

Die Reform ermöglicht es zudem, künftig zwischen 62 und 70 Jahren flexibel in Pension zu gehen.

Die Flexibilität ist verzerrt: Wer früher aufhört, erfährt Rentenkürzungen, wer länger arbeitet, erhält Zuschläge. Aber heute sind die Kürzungen schärfer als bei der AV 2020, also wird der Anreiz zu mehr Frühpensionierungen geschaffen.

Und es werden Lücken in der Altersvorsorge jener geschlossen, die wenig verdienen oder Teilzeit arbeiten. Das betrifft oft Frauen.

Künftig soll ein grösserer Teil des Lohnes der beruflichen Vorsorge unterliegen, dies primär mit dem Ziel, die Summe der Beitragszahlungen zu erhöhen.

Damit das Niveau der Altersrenten beibehalten werden kann, enthält die Reform wichtige Aus-

gleichsmassnahmen. Die neuen AHV-Renten werden um monatlich 70 Franken erhöht und über Lohnprozente finanziert. Ehepaare erhalten maximal 226 Franken mehr AHV-Rente im Monat.

Weil die Senkung des Umwandlungssatzes in der zweiten Säule leichte Renteneinbussen bedeutet, soll diese dafür in der ersten Säule durch das berühmte 70-Franken-AHV-Zückerchen wettgemacht werden. Das Wort «Ausgleichsmassnahmen» verbirgt hier, wie zerstörerisch diese Massnahme ist, die eigentlich ein Bruch mit dem Drei-Säulen-Prinzip ist: Die erste Säule soll direkt mit der zweiten verbunden werden. Damit dürfte die ursprünglich auf privates Eigentum und Sparen ausgerichtete zweite Säule mit ihren Pensionskassengeldern zunehmend mit AHV und Staatsplanung verquickt werden.

In der beruflichen Vorsorge werden der versicherte Lohn und die Altersgutschriften erhöht. So steht einem bei der Pensionierung ein höheres Guthaben zur Verfügung.

Die Reform besteht aus zwei Vorlagen: einer Verfassungsänderung für die Mehrwertsteuer und einer Gesetzesänderung. Die Reform kann nur umgesetzt werden, wenn beide Vorlagen angenommen werden. Auf die laufenden Renten hat sie keine Auswirkungen.

Damit sagt Leuthard auf schonende Weise, dass nur die Neurentner in den Genuss des 70-Franken-AHV-Zückerchens kommen werden.

Kompromiss auf linker Seite

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, eine gute Altersvorsorge ist wichtig. Das wussten schon unsere Eltern und Grosseletern, als sie die AHV und die berufliche Vorsorge schufen. Wir müssen daher Sorge tragen zu unserem wichtigsten Sozialwerk und nötige Änderungen rechtzeitig anpacken. Je länger wir warten, desto mehr gerät die Finanzierung aus dem Gleichgewicht. Jetzt liegt ein guter Kompromiss vor, alle tragen dazu bei, und alle haben etwas davon.

Es ist ein Kompromiss auf linker Seite. Im Parlament stimmte eine ganz knappe Mehrheit von Links-Mitte für die nun zur Abstimmung gelangende AV 2020, die Vorlage entspricht praktisch ohne Einschränkungen derjenigen Variante, die die linke Seite eingebracht hatte, die Bürgerlichen vermochten keine namhaften eigenen Positionen einzubringen.

Die Altersreform 2020 sichert die Renten und schafft Stabilität in unsicheren Zeiten.

Unsicher ist vor allem die Zukunft einer Altersvorsorge, bei der die steigende Lebenserwartung nicht in einer höheren Lebensarbeitszeit berücksichtigt wird. Stellt man in Rechnung, dass die zuströmenden Neuzahler später zu Rentenbezüglern werden, kommt man laut Hochschul- und UBS-Ökonomen für die AHV auf eine Verschuldung von rund 175 Prozent des Bruttoinlandprodukts, also über 1000 Milliarden Franken. Die AV 2020 ändert nicht viel daran.

Bundesrat und Parlament empfehlen Ihnen darum, der Altersreform zuzustimmen. ○

Rentenreform

So funktioniert Propaganda

Der Abstimmungskampf um die Rentenreform ist ein Lehrstück. Parteien und Komitees sind out, prominente Köpfe sind in.

Nehmen wir einmal an, ich hätte freien Zugang zu den Sitzungen des Kernteams, das für ein Ja zur Altersvorsorge 2020 wirbt. Das ist natürlich utopisch. Wenn es um einen heissumkämpften Urnengang geht, ist Transparenz auch zur Linken tabu. Gleichwohl lässt sich das Drehbuch, gemäss dem die Befürworter agieren, unschwer aufblättern.

Monate ist es her, seit die Propagandawalze angeworfen worden ist. Zum Kick-off trifft sich das Kernteam in der SP-Zentrale, möglicherweise auch im Hauptquartier der CVP. Der Kampagnenleiter der Sozialdemokraten, Stefan Krattiger, bekundet grosses Interesse daran, dass die CVP mit einem «bürgerlichen Ja-Komitee» vor der Sommerpause eine Bresche schlägt. Laura Curau, christlichdemokratische Kampagnenleiterin und selbsternannter Wirbelwind, brennt darauf, diese Lunte zu zünden. Sozialminister Alain Berset ist an der Sitzung zugegen. Falls nicht, ist immer jemand aus seinem Beraterstab vor Ort.

Einmütig schlagen die anwesenden Behördenvertreter, Gewerkschafter und Parteifunktionäre Pflöcke ein. Komitees seien zwar notwendig, aber eine lästige Pflicht, konstatiert das Gremium. Die Medien berichten – anders als früher – kaum mehr über Befürworter und Gegner, die aufgereiht auf der Stange sitzen und Statements herunterleiern. Nebensächlich sind auch Parteitage geworden, an denen zumeist absehbare Parolen gefasst werden.

Die Medien spielen artig mit

Für die im Raum versammelten Rentenreform-Befürworter steht fest: Alain Berset muss raus zu den Leuten! Berset nickt zustimmend. Sofern er nicht anwesend ist, nicken seine Berater. Berset muss nur darauf achten, dass er das im Bundesgesetz über die politischen Rechte von Magistratspersonen eingeforderte Prinzip der Verhältnismässigkeit nicht überstrapaziert. «Ueli Maurer war auch Tag und Nacht für den Kampfjet Gripen unterwegs», wirft ein Mitarbeiter des SP-Sekretariats ein. Alle nicken.

Ideal ist, dass Pro Senectute neuerdings von Eveline Widmer-Schlumpf präsidiert wird. Also werden die Pro-Senectute-Zweigstellen vom Departement Berset umgehend eingeladen, Alain Berset zu einer Veranstaltung einzuladen. Der zum Propagandaminister mutierte Innenminister kann direkt auf die Rentnergeneration einwirken, die von der Rentenreform nicht profitieren wird. In Schwyz und Solothurn ist das Echo weniger gut. Dort wird ruchbar, dass sich Berset selber bei Pro Senectute eingeladen hat.

Die erste Umfrage zeigt, dass das Volk noch nicht restlos überzeugt ist von Bersets Plan. Subito appelliert SP-Präsident Christian Levrat an seine Basis, Geld zu spenden, mehr zu wirbeln. Laura Curau fordert alle Exponenten ihrer Partei auf, gehorsam die Social-Media-Kanäle mit Ja-Parolen vollzustoßen. Derweil wird der Überraschungscoup vorbereitet: Die rekrutierte Prominenz muss in Marsch gesetzt werden.

In der SRF-Sendung «Arena» wird alt Bundesrätin Ruth Dreifuss in die erste Reihe bugsirt. Zwei Tage später

erhält alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf in der *Sonntagszeitung* ihren Grossauftritt. In der Westschweiz lanciert man den Waadtländer SP-Regierungsrat Pierre-Yves Maillard im *Matin Dimanche* als Speerspitze der Befürworter. Tags darauf mobilisiert die Aargauer Sozialdemokratin Pascale Bruderer im *Blick* eine Handvoll Prominente. Emil Steinberger, TV-Senior Beni Thurnheer, Ulknudel Marco Rima & Co. sollen die Rentenreform-Gegner weichklopfen.

Die Kampagnendrechtsler haben gut gearbeitet, die instrumentalisierten Medien artig mitgespielt. Dass Widmer-Schlumpf erneut das Rampenlicht sucht, veranlasst den *Tages-Anzeiger*, der Bündnerin das Attribut «Ausnahmetalent» anzuheften. Vergessen ist, dass die achte Bundesrätin 2015 bei ihrem Rücktritt sagte: «Sie werden von mir bestimmt keine Kommentierung der Bundespolitik hören.» Heute wird sich die Rentenreform-Propagandistin denken: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?»

René Zeller



Widmer-Schlumpf.

Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?

«Die bittere Pille schlucken»

Als einer der grössten Versicherer der Schweiz spricht sich Helvetia für die Rentenreform 2020 aus. CEO Philipp Gmür erklärt seine Gegenposition zu den Wirtschaftsverbänden und was die Reform für die Jungen bedeutet. *Von Martin Spieler*

Sowohl der Arbeitgeberverband, der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse als auch der Gewerbeverband lehnen die Rentenreform 2020 ab. Warum setzen Sie sich für ein Ja ein?

Die Reform ist dringend. Wir leben länger, haben immer weniger Beitragszahler, und der dritte Beitragszahler in Form der Anlagerendite auf dem Kapital ist markant gesunken.

Das wissen die Wirtschaftsverbände auch. Trotzdem sind sie gegen die Vorlage.

Die Vorlage ist ein gut austarierter Kompromiss. Nach unseren Berechnungen sind Erwerbstätige heute in der zweiten Säule zur Quersubventionierung von über 30 000 Franken pro 100 000 Franken Alterskapital eines Neurentners gezwungen. Das darf so nicht weitergehen. Darum sind wir auch bereit, bittere Pillen wie die AHV-Erhöhung zu schlucken.

Der Schweizerische Versicherungsverband äussert sich anders als Helvetia und die Axa, unklar zur Vorlage. Was sagen Sie zum Vorwurf, Sie und die Axa hätten sich ins Boot der SP gesetzt?

Unsinn, dieser Vorwurf entbehrt jeder Grundlage. Wir setzen uns für unsere Kunden und Aktionäre ein, die ein stabiles Vorsorgesystem mittragen. Die Rechnung in der Altersvorsorge geht einfach nicht mehr auf. Entweder müssen wir künftig länger arbeiten, mehr Beiträge zahlen oder uns mit weniger Rente zufriedengeben.

Welche konkreten Interessen hat Helvetia als Versicherungsunternehmen, dass die Vorlage angenommen wird?

Die zweite Säule darf nicht weiter in Schieflage geraten. Um das BVG-Geschäft zu betreiben, müssen wir immer mehr Kapital bereitstellen. Für die Garantien, die wir unseren Kunden geben, können wir nicht auf Steuergelder zählen, wenn die Rechnung nicht mehr aufgeht. Im Gegensatz zu vielen öffentlich-rechtlichen Pensionskassen musste der Staat den Versicherungen für diese Leistung noch nie einen Rappen zahlen. Wir setzen uns vor allem im Interesse der 180 000 KMU ein, die in der Schweiz auf die Vollversicherung der Versicherer in der zweiten Säule angewiesen sind.

Wie stark lassen Sie sich von den politischen Interessen Ihrer Frau leiten, die als CVP-Nationalrätin die Rentenreform-



«Man darf nicht alles an den Staat delegieren»: Helvetia-CEO Gmür.

vorlage in der Grossen Kammer unterstützt hat?

Wir haben uns bei Helvetia schon für die Reform der Altersvorsorge eingesetzt, als meine Frau noch nicht einmal im Nationalrat war. Meine Frau nimmt die Interessen ihrer Wählerinnen und Wähler wahr und wir jene unserer Kunden und Aktionäre. Das eine hat mit dem anderen überhaupt nichts zu tun.

Ist die Rentenreform nicht einfach ein fauler Kompromiss, der die AHV aufgrund der höheren Kosten schwächt?

Es ist ein ausgewogener Kompromiss, der ein Zeitfenster für nächste Reformschritte schafft.

Sie sind Vater von vier Kindern: Wie erklären Sie Ihren Kindern, dass die junge Generation benachteiligt wird und die Zeche zahlen muss?

Ich zeige meinen Kindern, dass ein Nein für sie noch viel teurer kommt, weil das Loch in den Sozialwerken grösser wird. Wenn wir gar keine Reform erreichen, zahlen die Jungen künftig noch viel mehr. Die Jungen müssen lernen, zusätzlich selbst und freiwillig vorzusorgen. Man darf nicht alles an den Staat delegieren.

Was passiert, wenn die Rentenreform 2020 abgelehnt wird?

Dann gehen wir zurück auf Feld eins. Es wurde sechs Jahre um eine Lösung gerungen und seit zwanzig Jahren keine Reform mehr in der Altersvorsorge zustande gebracht. Es wäre naiv, zu glauben, dass eine neue Lösung in viel kürzerer Zeit möglich ist. Vor sieben Jahren hat das Volk über eine Senkung des Umwandlungssatzes von 6,8 auf 6,4 Prozent abgestimmt und diese haushoch verworfen. Jetzt müssen wir gar über eine Senkung von 6,8 auf 6 Prozent abstimmen. Eine noch drastischere Senkung ohne Abfederung hat keine Chance.

Fahren wir die AHV und die Pensionskassen ohne Reform an die Wand?

Die Vorsorgewerke geraten in bedrohliche Schieflage, da sie immer grössere Defizite zu tragen haben. Der AHV-Fonds würde in ein paar Jahren illiquide. Das wäre ein Horrorszenario, wenn AHV-Zahlungen reduziert oder ausgesetzt würden. Noch können wir handeln.

Würde bei einer Folgevorlage das Rentenalter zwingend von 65 auf 67 oder 68 erhöht?

Je länger wir warten, umso drastischere Massnahmen braucht es. Das heutige Leistungsniveau ist mit den gegenwärtigen Beiträgen schlicht nicht mehr finanzierbar.

Aber die Lebenserwartung steigt. Müssen wir künftig bis siebzig arbeiten?

Berufsgruppen im Dienstleistungssektor müssen künftig wahrscheinlich länger

arbeiten, und die meisten müssen tiefere Renten in Kauf nehmen. Die nächste Revision wird um die Erhöhung des Rentenalters nicht herumkommen.

Wäre es mit einer Ablehnung nicht möglich, eine bessere Vorlage auszuarbeiten, die die Probleme der Vorsorgewerke nachhaltiger löst?

Mir fehlt der Glaube, dass in nützlicher Frist eine bessere Vorlage machbar ist. Ich habe lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach. Bei einer späteren Vorlage würden zwingend auch die Beiträge der Unternehmen steigen. Das wäre ein Risiko für unseren Wirtschaftsstandort Schweiz. Es würde Jahre dauern, bis wir wieder über eine Rentenreform abstimmen könnten. Das birgt für die Versicherten Gefahren, weil ihre Vorsorge nicht mehr sicher ist.

Wie können Versicherte unabhängig von der Politik ihre Altersvorsorge für die Zukunft sichern?

Es geht nicht ohne Eigenverantwortung. AHV und Pensionskasse reichen nicht. Die

«Es ist ein ausgewogener Kompromiss, der ein Zeitfenster für nächste Reformschritte schafft.»

Leute müssen mehr in der dritten Säule sparen, um den Lebensstandard im Alter halten zu können.

Warum tun dies so wenige?

Viele sagen sich wohl: «Am Schluss schaut dann schon der Staat für mich.» Es braucht ein Umdenken: Jeder muss mehr für sich selber vorsorgen.

Allerdings will Bundesrat Berset im Rahmen der Revision der Ergänzungsleistungen ausgerechnet die Selbstverantwortung

aushebeln und den Kapitalbezug aus der Pensionskasse stark einschränken oder sogar verbieten.

Da bin ich strikt dagegen. Wenn einige wenige mit dem Kapital nicht vernünftig umgehen können, darf man nicht alle bestrafen. Das Geld gehört den Versicherten, die es für sich angespart haben. Der Staat hat da nichts zu suchen.

Müsste die Politik im Sinn der Eigenverantwortung die Steuerabzüge für Einzahlungen in die dritte Säule nicht deutlich erhöhen?

Unbedingt. Leider passiert das Gegenteil – etwa mit der Stempelsteuer auf Einmaleinlagen: Wer für sich selbst vorsorgt, wird mit einer Zusatzsteuer bestraft. Der Staat müsste ein Interesse daran haben, das freiwillige Sparen fürs Alter mehr zu fördern.

Wie stellen Sie sich als einer der grössten Versicherer der Schweiz angesichts dieser riesigen Herausforderungen in der Altersvorsorge auf?

Wir werden auch künftig ein verlässlicher Partner für KMU bleiben und eine breite Palette an Lösungen in der beruflichen Vorsorge anbieten, einschliesslich der Vollversicherung. Wir wollen dieses Geschäft weiterentwickeln, etwa indem wir die Möglichkeiten der Digitalisierung noch besser nutzen.

Bis 2020 wollen Sie das Geschäftsvolumen der Helvetia auf zehn Milliarden Franken steigern: Wo wollen Sie wachsen?

Wir haben klare Gewinn- und Rentabilitätsziele. Die Ambition «zehn Milliarden» ist mit rein organischem Wachstum nicht realisierbar. Sie soll jedoch nach innen und aussen signalisieren, dass wir proaktiv neue Geschäftsfelder erschliessen wollen und bei passender Gelegenheit auch weiterhin Akquisitionen tätigen. ○

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wieso die AHV-Reform fast nur Verlierer schafft

ab Montag, 11. September 2017,
täglich um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:

**TELE
BARN**

**TELE
M**

**TELE
ZÜRICH**

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Meister Mack und seine Kinder

Die abenteuerliche Geschichte eines Schwarzwälder Familienunternehmens oder wie aus einem Hersteller für Zirkuswohnwagen Europas bedeutendstes Freizeitresort wurde.

Von Florian Schwab

Es duftet nach Bündner Arvenholz. Eltern mit kleinen Kindern schieben sich durch das Engadinerhaus aus der Erzählung vom Schellen-Ursli von Selina Chönz und Alois Carigiet. Die Augen der Kleinen leuchten. Wir befinden uns aber nicht in Guarda im Unterengadin. Nein, wir sind im Europa-Park in Rust! Rust ist von Basel aus in einer knappen Stunde zu erreichen. Der Freizeitpark verzeichnete im letzten Jahr über eine Million Gäste aus der Schweiz.

Das Haus des Schellen-Ursli ist vor einem Jahr eröffnet worden. Und es zeigt beispielhaft, mit welcher Liebe zum Detail die Eigentümer des Europa-Parks immer wieder ein Bauklötzchen zu ihrer schon heute 95 Hektar grossen Unterhaltungswelt hinzufügen. Nichts an dem Engadinerhaus mutet billig oder kitschig an. Die Essenz ist erfasst, bis hin zum typischen Duft des Arvenholzes. Bei der Eröffnung vor einem Jahr waren die Nachfahren der Erfinder des Schellen-Ursli zugegen und gaben dem Ort dadurch einen gewissermassen offiziellen Anstrich.

Über der Szenerie erheben sich in einiger Entfernung majestätisch die Achterbahnen «Silver Star» und «Blue Fire Megacoaster». Durch die Luft gellt übermütig-erschrecktes Kreischen – jedes Mal, wenn die Achterbahnen ihre Fliehkräfte entfalten. Vom Schweizer Themenbereich geht es weiter durch andalusische Strässchen, an einem imposanten Leuchtturm vorbei ins Hotel «Bell Rock». Das Haus atmet den Geist der amerikanischen Gründerzeit. In der Captain's Bridge, einem in dunklem Holz und Leder gestalteten Konferenzraum im exklusivsten Trakt des Hauses, direkt über dem Gourmetrestaurant «Ammolite» gelegen, treffen wir die Brüder Thomas, 36, und Michael Mack, 38. Derzeit sind sie dabei, sukzessive die Führung des Familienunternehmens von ihrem Vater Roland Mack, 67, zu übernehmen. Wie bereits ihr Vater Roland, Onkel Jürgen und Grossvater Franz Mack (1921–2010) wohnen die jungen Firmenchefs auf dem Areal des Europa-Parks.

Zweites Standbein

Die Geschichte der Unternehmerfamilie geht aber viel weiter zurück. Vor acht Generationen machte sich ein Vorfahr im nahegelegenen Waldkirch im Schwarzwald als Wagenbauer selbständig. Bald spezialisierte er sich auf

hochwertige Wohnwagen für das fahrende Volk, also hauptsächlich Schausteller und Zirkusartisten. «Wer heute noch einen Mack-Wagen besitzt, kann sich glücklich schätzen», sagt Thomas Mack. Im Circus Knie und im Circus Roncalli sind noch einige «als gutgepflegte Oldtimer» im Einsatz. Doch in den 1970ern und 1980ern ging die Nachfrage nach den mobilen Attraktionen rapide zurück; das Zirkusgewerbe brach ein. Also setzte



Rikscha-Prinzip: «Blue Fire Megacoaster».

Grossvater Mack auf das zweite Standbein, die Achterbahnen. Bereits ab 1921 konstruierte das Unternehmen in Waldkirch die ersten portablen Modelle für Jahrmärkte.

Heute ist Mack Rides – das Herstellungsunternehmen, welche die Achterbahnen konstruiert – einer der drei wichtigsten Hersteller weltweit. Der Grossteil der Produktion, jeweils rund 30 Prozent, geht in die USA

Mack Rides ist einer der drei wichtigsten Hersteller von Achterbahnen weltweit.

und nach China. Michael Mack hat die Entwicklungen in Waldkirch zwischen 2005 und 2008 geleitet. Innovationen aus dieser Zeit beinhalten das Rikscha-Prinzip und die Null-Ebenen-Fertigung. Beim Rikscha-Prinzip hat nur noch der erste Wagen einer Achterbahn zwei Längsachsen, welche für Stabilität sorgen. Die hinteren Wagen kommen mit einer Achse aus, was laut den Ausführungen von Michael Mack «deutlich mehr Querneigung» erlaubt. Die Null-Ebenen-Fertigung sorgt für eine deutlich höhere Effizienz in der Produktion. «Früher

musste jede Achterbahn auf dem Hof aufgebaut werden.»

Als Grossvater Franz Mack zusammen mit seinem Sohn Roland Mack im Jahr 1975 die ersten Achterbahnen in den Park seines Schlosses im badischen Rust stellte, hatte er damit vor allem im Sinn, den Verkauf der Achterbahnen anzukurbeln. «Anfangs war der Europa-Park als Showroom für Mack Rides konzipiert.» Doch eine Besucherzahl von fast 300 000 Personen in den Sommermonaten verriet ihnen: «Da geht mehr.» Sukzessive wuchs der Freizeitpark über die Achterbahnproduktion hinaus. Heute verkauft der Europa-Park im Jahr 5,5 Millionen Eintritte.

Sein europäisches Themengepräge erhielt der Park Ende der 1970er Jahre in einer Zusammenarbeit mit dem Bühnenbildner Ulrich Damrau (1914–2007). Die Leitidee für die geografischen Welten war es, die «Schönheit und Faszination Europas» erlebbar zu machen, in Zeiten, wo laut Roland Mack «noch niemand ahnen konnte, wie der Kontinent zusammenwachsen würde». Roland Mack, der Vater der heutigen Geschäftsführer, wagte Mitte der 1990er Jahre den Schritt in die Hotellerie, gegen nicht unerhebliche Bedenken seines eigenen Vaters Franz. «Der Europa-Park war damals ein Saisonbetrieb, und niemand wollte in Hotels investieren, welche das halbe Jahr über leerstehen», erzählt Thomas Mack. Während einer Ferienabwesenheit seines Sohnes soll Franz Mack mit einer Rasierklinge ein Stockwerk von den architektonischen Plänen entfernt haben, um das Investitionsrisiko zu senken. «Das erste Hotel, «El Andaluz», hat dadurch weniger Betten als ursprünglich geplant.»

Dreistelliger Millionenbereich

Mit derselben schwarzwälderischen Tüftler- und Bastlermentalität, mit denen die Vorfahren die Zirkuswohnwagen zum Nonplusultra ihrer Gattung gemacht haben, werkeln die Brüder Mack an der Weiterentwicklung des Unternehmens. Michael Mack verantwortet den Parkbetrieb, die Designabteilung Mack Solutions, Mack Media, das Baumanagement, die IT und die strategische Geschäftsentwicklung des Europa-Parks. Seit 2015 ist er Gesellschafter der VR Coaster, einer Neugründung zur Integration von virtuellen Welten in die Geschäftsfelder des Familienunternehmens. 2016 wurde er mit dem Campden FB Award als «Top Next-



«Da geht mehr»: Gründer Franz Mack (1921-2010).



Tüftlermentalität: Michael, Roland, Jürgen, Thomas Mack (v.l.).

Generation Entrepreneur» ausgezeichnet. Thomas Mack indes verantwortet die Bereiche Hotel/Resort, Park- und Eventgastronomie, Entertainment, Marketing, «Confertainment» und Unternehmenskommunikation. In den

thematischen Restaurants sollen die authentischen Geschmäcke des jeweiligen europäischen Landes erlebbar sein. Das Flaggschiff unter den Restaurants ist das mit zwei Michelin-Sternen dekorierte Restaurant «Ammolite».

Vor der imposanten Kulisse des Parks mit dem integrierten Schloss finden jährlich rund 1400 Events statt. Seien es Veranstaltungen des Europa-Parks wie das demnächst steigende «Oktoberfest», die jährlich hier stattfindende Wahl der Miss Germany oder Kongresse und Tagungen von externen Veranstaltern. «Manager, die noch nie im Leben hier waren, erfahren so, dass der Europa-Park mehr als ein Freizeitpark ist.» Der nächste Meilenstein in der schrittweisen Metamorphose in ein Resort ist die für Ende 2019 geplante Eröffnung der Wasserwelt – ein Projekt im dreistelligen Millionenbereich. Nach den Details gefragt, lassen sich die Macks nur wenig entlocken: «Wir setzen ein nordisches Fantasiethema in die Tat um», und: «Der Wasserpark wird in Europa seinesgleichen suchen.»

«Jede Mark in den Park»

Das Erfolgsgeheimnis des Europa-Parks fassen die Brüder Mack so zusammen: «Wir haben die Menschen gern.» Und diesen Respekt vor den Kunden spürt man auf Schritt und Tritt. Mittels Umfragen erforschen sie seit Jahrzehnten die Trends und die Erfahrungen ihrer Gäste und nehmen sie ernst. Ganz bodenständig sind sie in Rust aufgewachsen und zur Schule gegangen. «Weit weg von der Grossstadt, wo Dummheiten lauern und man viel Geld ausgeben kann.» Das Familienmotto sei immer gewesen: «Jede Mark in den Park.» Die Werte der Familie seien in einer Familiencharta festgehalten, welche vorschreibt, dass «alle Gesellschafter aktiv im Unternehmen mitarbeiten müssen», erklärt Michael Mack. Die Entwicklung sei keinem Masterplan gefolgt, sondern habe sich an den Bedürfnissen der Kunden orientiert. Dabei hat der Europa-Park von Anfang an auf Familien gesetzt und weniger auf Teenager-Gruppen, welche nicht lange bleiben und nur wenig Geld ausgeben. Sehr zupass kam dem Unternehmen die süddeutsche Gemütlichkeit: «Baden ist das Land der Lebensfreude, wo die Leute das Leben geniessen!»

Für die Zukunft sind die beiden Brüder optimistisch. «In einer Welt der Klicks und Likes suchen die Leute vermehrt wieder das echte Erlebnis.» Und dieses wollen die Macks auch in Zukunft bieten. Vor ein paar Monaten haben sie das sogenannte Voletarium eingeweiht, wo die Besucher Europa aus der Vogelperspektive erleben: Sie fliegen durch enge Steinschluchten, über den Aletschgletscher, am Matterhorn vorbei oder über Paris, manchmal in atemberaubendem Tempo, teilweise langsam schwebend. Mit modernster Kamertechnik gedrehte Panoramaaufnahmen sorgen für ein realistisches Erlebnis, das durch die schwingende Bewegung der Sessel eindrücklich unterstrichen wird. Als das Fluggefährt einmal beinahe auf dem Meer aufschlägt, spritzt Wasser auf den Zuschauer. Im Zauberreich der Brüder Mack sind Realität und Fantasie nur schwer zu trennen. ○



Krasse Fehler.

Doch nicht menschengemacht

Australische Forscher haben historische Temperaturreihen mittels modernster Computermethoden analysiert. Sie kommen zu einem spektakulären Schluss: Der Mensch hat seit Beginn der Industrialisierung kaum etwas zur Erwärmung der Erde beigetragen. *Von Alex Reichmuth*

Letzte Woche konnte das SRF einen seiner Lieblingsexperten im Studio begrüßen: Andreas Fischlin. Der Klimaforscher der ETH Zürich lieferte im «10 vor 10»-Gespräch zuverlässig das Erwartete. Er bestätigte, dass an den jüngsten Natur- und Wetterkatastrophen der Mensch schuld sei. Hurrikan über Houston? «Der Klimawandel spielt hier hinein.» Bergsturz im Bergell? «Eindeutig auf den menschengemachten Klimawandel zurückzuführen.» Waldbrände in Südeuropa? «Kommen in Zukunft viel häufiger vor.»

Kein Wort aber verlor man beim Schweizer Fernsehen, so wenig wie in anderen Schweizer Medien, über eine Studie, die vor kurzem im Fachjournal *GeoResJ* publiziert worden ist. Dabei lässt das Resultat, zu dem australische Forscher gekommen sind, aufhorchen: Die Erwärmung der Erde um etwa ein Grad Celsius seit Mitte des 19. Jahrhunderts habe weitgehend natürliche Ursachen.

Stalagmiten als Datenträger

Grundlage der Studie der Biologin Jennifer Marohasy und des Chemikers John Abbot waren Temperaturreihen für die vergangenen

2000 Jahre, die sich auf sogenannte Proxy-Daten abstützen. Solche Daten lassen sich aus Baumringen, Eisbohrkernen, Stalagmiten oder Korallen gewinnen. Mittels Proxy-Daten kann man auf das Klima zu Zeiten schliessen, als es noch keine zuverlässigen meteorologischen Messungen gab. Marohasy und Abbot haben sechs Proxy-Temperaturreihen, die die letzten 2000 Jahre abbilden, einem neuartigen Computerverfahren unterworfen. Dieses beruht auf einer Art künstlichem neuronalem Netzwerk, das fähig ist, in Zeitreihen Regelmässigkeiten zu erkennen und daraus die künftige Entwick-

Nach einer Erwärmungsphase bis 1200 sank die Temperatur um ein Grad, bis sie ab 1650 wieder stieg.

lung abzuschätzen. Die beiden Forscher haben dieses Verfahren schon früher mit Erfolg angewandt, etwa um Regenmengen in Australien vorherzusagen.

Bei den Temperaturreihen interessierte Marohasy und Abbot nun, wie sich diese ohne den CO₂-Ausstoss des Menschen mutmasslich

entwickelt hätten. Entsprechend fütterten sie ihre Computer nur mit den Proxy-Daten bis zum Jahr 1830, als die Verfeuerung fossiler Brennstoffe im grossen Stil begann. Die Programme suchten also nach periodischen Mustern in dem Teil der Reihen, der sicher nicht durch den CO₂-Ausstoss beeinflusst ist. Es ergaben sich unter anderem Schwankungen im Rhythmus von etwa sechzig Jahren um einige Zehntelgrade. Und es zeigte sich ein stärkeres, langfristiges Auf und Ab: Nach einer Erwärmungsphase bis etwa 1200, als es mindestens so warm war wie heute, sank die Temperatur um rund ein Grad, bis sie ab 1650 tendenziell wieder anstieg.

Aus den eruierten Regelmässigkeiten schätzte das Verfahren den weiteren, sozusagen natürlichen Verlauf der Reihen ab. Anschliessend verglichen die Forscher die Prognosen mit dem tatsächlichen Verlauf der Temperaturreihen ab 1830. Es zeigten sich nur geringe Abweichungen, im Schnitt lediglich um 0,1 Grad. Die Welttemperatur wäre demnach auch ohne Einfluss des Menschen um 0,6 bis 1 Grad gestiegen. Marohasy und Abbot folgerten, dass die Erwärmungswirkung durch zusätzliches CO₂ in der

Atmosphäre viel geringer sein müsse, als andere Klimaforscher behaupten. Seit Jahren verkündet aber ein Zirkel tonangebender Wissenschaftler, am Haupteinfluss des Menschen an der Erderwärmung gebe es keine Zweifel mehr.

Die Reaktionen auf die Studie von Marohasy und Abbot fielen harsch aus: Es handle sich um «junk science», also um wertlose Wissenschaft, schrieb die linksliberale britische Zeitung *The Guardian*. Im Artikel kamen prominente Klimaforscher zu Wort, die Marohasy und Abbot eine Reihe gravierender methodischer Fehler vorwarfen – etwa, dass die Proxy-Datenreihen willkürlich ausgewählt und die Berechnungen falsch interpretiert worden seien. Auch bei Pro Clim, einem Zusammenschluss von Schweizer Klimawissenschaftlern, hält man nichts von der Studie. Die verwendeten Zeitreihen seien grösstenteils nur lokal und nicht global bedeutend, schreibt Pro Clim auf Anfrage der *Weltwoche*. Zudem weise die Studie eine Reihe von «groben Fehlern» auf.

Seriöses Fachmagazin

Das *Geo Res J*, in dem die Studie erschienen ist, ist allerdings ein seriöses Fachmagazin. Es wird von Elsevier herausgegeben, einem der führenden Wissenschaftsverlage der Welt. Die Studie hatte vor der Publikation eine kritische Begutachtung durch unabhängige Wissenschaftler bestanden. Die Fachgutachter hätten im Rahmen dieser *peer review* keine Fehler in der Studie entdeckt, bestätigte der Herausgeber des Magazins gegenüber dem *Guardian*.

Sicher muss die Qualität wissenschaftlicher Ergebnisse immer hinterfragt werden. Doch was die heftige Kritik an der Studie in *Geo Res J* betrifft, kommt der Verdacht auf, dass diese auch andere Gründe hat als rein fachliche: Die Autoren Jennifer Marohasy und John Abbot gehören nämlich zu den Forschern, die nicht an die These des menschengemachten Klimawandels glauben – und das auch offen sagen. «Die wissenschaftlichen Fakten sind alles andere als klar», schrieb Marohasy in einem Internetkommentar – in Anspielung auf die Behauptung, kein ernsthafter Forscher könne mehr an der Verantwortung des Menschen an der Erderwärmung zweifeln. «Vielmehr sind die grundlegenden physikalischen Mechanismen [des Klimas, Anm. d. Red.] komplex und noch kaum geklärt», so die Biologin weiter.

Klar ist, dass die Studie von Marohasy und Abbot alleine keinen Beweis darstellt, dass die Erderwärmung nicht doch massgeblich vom CO₂-Ausstoss angetrieben ist. Die beiden Forscher haben mit einer neuartigen Art der Datenberechnung gearbeitet, deren Aussagekraft

diskutabel ist. Grundsätzlich ist die Bedeutung von Computerberechnungen zum Klima immer davon abhängig, welche Wirkung von chemischen Substanzen man annimmt, welche physikalischen Zusammenhänge man zugrunde legt und welche Qualität die eingespeisten Daten haben. Man muss aber wissen, dass sich die tonangebenden Wissenschaftler bei ihren

Warnungen vor einer weiteren Erwärmung praktisch ausschliesslich auf Computerberechnungen abstützen, die Kritiker seit langem als unbrauchbar bezeichnen. Diese Kritik ist nicht einfach nur böse Propaganda, denn es wurden in der Tat schon krasse Fehler hochdekorierter Klimawissenschaftler belegt.

Die bekannteste solcher Fehlleistungen ist wohl die sogenannte Hockeyschläger-Kurve des amerikanischen Klimaforschers Michael Mann, die auf Computerberechnungen beruht. Sie zeigte eine Welttemperatur, die während vieler Jahrhunderte praktisch unverändert blieb, um dann im 19. Jahrhundert plötzlich steil anzusteigen. Der Weltklimarat bildete die Kurve in seinem dritten Sachstandsbericht von 1999 an zentraler Stelle ab, um so vor einer Klimakatastrophe zu warnen. Später

wies der kanadische Bergbauspezialist Steve McIntyre nach, dass die statistischen Verfahren von Michael Mann mathematisch untauglich sind. Damit hatte ein Hobbyforscher einen der höchstdekorierten Klimaforscher der Welt widerlegt.

Die Ergebnisse von Jennifer Marohasy und John Abbot stehen nicht so quer, wie man meinen könnte. Wissenschaftliche Resultate, die den Einfluss des Menschen auf das Klima als weit geringer als angenommen zeigen, sind keine Seltenheit. Sie kommen manchmal sogar aus der Schweiz: So stellte das Weltstrahlungszentrum (PMOD/WRC) in Davos fest, dass die Strahlkraft der Sonne seit 1950 überdurchschnittlich hoch ist, in den kommenden Jahrzehnten aber wohl stark abnehmen wird. Die Abkühlungswirkung könne durchaus ein halbes Grad betragen, sagte PMOD/WRC-Leiter Werner Schmutz im letzten März gegenüber SRF. Ein halbes Grad wäre immerhin die Hälfte des Temperaturanstiegs, den man seit Beginn der Industrialisierung verzeichnet hat.

Dass das Schweizer Fernsehen Schmutz zu Wort kommen liess, dürfte damit zu tun haben, dass dieser sich sofort zum menschengemachten Klimawandel bekannte: «Die Sonne rettet uns nicht, die Sonne könnte uns höchstens etwas Zeit geben.» Auch Galileo Galilei liess man einst erst laufen, nachdem er der Bedeutung der Sonne abgeschworen hatte. ○



John Abbot.



Jennifer Marohasy.

Naturkatastrophen

«Noch nicht erlebt»

Ist Hurrikan Harvey wirklich «beispiellos»? Kommt darauf an, was man genau meint.

Es kommt selten vor, dass «10 vor 10»-Moderator Arthur Honegger und US-Präsident Donald Trump mit einer Stimme sprechen. «Die Fluten sind beispiellos», twitterte Trump am 27. August über Hurrikan Harvey. «Ein Tropensturm, wie ihn die Menschen in Texas noch nicht erlebt haben», verkündete Honegger einen Tag später auf SRF.

Harvey forderte etwa fünfzig Todesopfer. Das ist tragisch. Ob die Folgen des Hurrikans aber «beispiellos» sind, hängt von der Sichtweise ab: Im Jahr 1900 traf der Galveston-Hurrikan vor Houston auf die Küste und tötete zwischen 6000 und 12 000 Menschen. Es gab damals so viele Leichen, dass man kaum mehr nachkam mit dem Bau von Massengräbern. 2005 forderte Hurrikan Katrina im Süden der USA mit rund 1800 ebenfalls viel mehr Tote als Harvey. Auch die Windgeschwindigkeit war nicht beispiellos: In der Liste der stärksten Tropenstürme, die seit 1850 das US-Festland erreicht haben, steht Harvey nur an vierzehnter Stelle. Dieser beendete vielmehr eine aussergewöhnlich lange Periode von zwölf Jahren, in denen kein grösserer Hurrikan mehr das US-Festland erreicht hatte.

In den Sumpf gebaut

Rekordmässig war bei Harvey der Niederschlag: An gewissen Messstationen regnete es soviel wie noch nie bei einem Tropensturm in Amerika. Das lag daran, dass der Hurrikan tagelang über der Küstenlinie verharrte, während andere Stürme meist zügig weiterziehen. Daran ist kaum der Klimawandel schuld: Es ist nicht bekannt, dass Hurrikane wegen der Erderwärmung länger stehenbleiben.

Beispiellos waren die Schäden, die Harvey in Texas anrichtete: Alleine in Houston wurden Zehntausende Häuser zerstört. Zuerst war von Kosten von gegen 40 Milliarden Dollar die Rede. Anfang Woche sprach der texanische Gouverneur, der an möglichst viel Hilfe interessiert ist, von bis zu 180 Milliarden. Das wäre mehr als der Schaden, den Katrina 2005 anrichtete (160 Milliarden). Dafür ist aber ebenfalls nicht der Klimawandel schuld. Vielmehr werden um Houston seit Jahrzehnten überschwemmungsgefährdete Gebiete besiedelt. Man hat buchstäblich in den Sumpf gebaut. *Alex Reichmuth*

Junta im West Wing

«Ich mag Generäle», erklärte Donald Trump schon im Wahlkampf. Nun scheinen sie im Weissen Haus das Kommando übernommen zu haben. Ihre Mission: Amerikas Hegemonie in der Welt sichern. Und den Präsidenten im Zaum halten. Doch der zeigt sich gegen alle Disziplinierung resistent. *Von Urs Gehrig*

Die besten Köpfe im Land wolle er aufbieten, gelobte US-Präsident Donald Trump, als er sein Kabinett zusammenstellte. Höchstdekorierete Meister ihres Metiers mussten sie sein. Oder Loyalisten. So drängte sich im West Wing ein bunter Haufen, bei dem Konflikte programmiert waren. Strategiechef Steve Bannon zum Beispiel, ein Nationalist und Vorkämpfer für «America First», und Pentagon-Chef «Mad Dog» Mattis, der die Sicherheit Amerikas auf den Schlachtfeldern der Welt gewinnen will, stammen von verschiedenen Planeten.

Trump seinerseits herrschte derweil, wie er es aus seiner TV-Reality-Show «The Apprentice» gewohnt war, nach dem Prinzip *hire and fire*. Rässig rollten die Köpfe, vierzehn insgesamt bis dato. Als General John Kelly im Juli das Amt des Stabschefs übernahm, war auch die Zeit Bannons, der Nemesis der Militärs, abgelaufen. Mit einem weinenden Auge verabschiedete sich Trump von seinem Wahlkampfchef, der ihn zum Wahlsieg geführt hatte. Die Generäle hatten sich durchgesetzt.

Als Teenager hatte Trump auf Befehl seines Vaters in New York eine Kadettenschule besucht. Nach eigenen Aussagen liebte er den Drill dort. Zwar machte er kurz nach Abschluss, bei bester gesundheitlicher Verfassung, ein körperliches Leiden (Fersenüberbein) geltend, um nicht in den Vietnamkrieg einrücken zu müssen. Seinem Flair fürs Militär tat dies keinen Abbruch. «Ich mag Generäle», offenbarte Trump bereits im Wahlkampf. «Ich denke, Generäle sind toll [...] Sie durchlaufen Schulen und landen irgendwie an der Spitze der Pyramide [...] Sie haben den Test des Lebens bestanden.»

Gleich drei Generäle sitzen in Trumps Kabinett. James Mattis (Pentagon-Chef), H. R. McMaster (Sicherheitsberater), John Kelly (Stabschef). Zum Triumvirat gesellt sich ein vierter General: Joseph Dunford (Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs), den Trump aus der Ära Obama übernommen hat.

Staatsstreich?

Nie seit der Präsidentschaft von Dwight Eisenhower – selber ein Kriegsheld – hatten hohe Offiziere so viel Einfluss an der Spitze der Macht. Sehr zum Missfallen von Trumps Gegnern. Einige sprechen von einer Junta, die im Weissen Haus das Kommando übernommen habe. Shaun Riordan, ehemaliger britischer Diplomat, fragte auf Twitter halb spassend: «Wäre Trump nicht Präsident, würden wir dann nicht von einem Staatsstreich sprechen?»



Die Generäle haben sich durchgesetzt: Präsident Trump (l.), Stabschef Kelly.



Triumvirat: James Mattis...



... H. R. McMaster...



... Joseph Dunford.

Die Generäle haben bereits markante Spuren hinterlassen. Unter dem Kommando von John Kelly als Direktor der Homeland Security fiel die illegale Immigration in die USA im ersten Halbjahr um 70 Prozent. Das Militärbudget wird um 54 Milliarden Dollar aufgestockt.

Und draussen in der Welt ist man zu militärischer Abschreckung durch Vergeltungsschläge zurückgekehrt. In Syrien nach Assads Giftgas-einsatz durch ein Bombardement mit 59 Tomahawk-Raketen. Gegen die Taliban mit dem Abwurf der «Mutter aller Bomben». Und in

Afghanistan steht eine massive Truppenaufstockung bevor.

Kein Wunder, dass die Vertreter einer starken militärischen Präsenz Amerikas auf der Welt frohlockten. «Mit einem Seufzer der Erleichterung stellen wir fest, dass Donald Trump dank der Ernennungen der Generäle zunehmend zu einer traditionellen Aussenpolitik zurückkehrt», sagte Michael O'Hanlon, Leiter der renommierten Brookings Institution, im Gespräch mit der *Weltwoche*, noch ehe die ersten hundert Tage von Trumps Amtszeit um waren.

«Achse der Erwachsenen»

Die Generäle vermitteln das Bild eines eingeschworenen Teams. Alle sind kriegserprobt und fühlen sich durch ihre Erlebnisse im Feld verbunden. So war es General Dunford, der Kelly 2011 persönlich die Hiobsbotschaft überbrachte, dass dessen Sohn Robert in Afghanistan gefallen ist. Und alle sind sich einig: Die internationale Ordnung ist unsteiner und unberechenbarer als zu keinem anderen Zeitpunkt seit dem Zweiten Weltkrieg. Amerika muss nach acht Jahren Obama in den Krisenherden der Welt wieder dringend Flagge zeigen. «Wie es aussieht, verfolgen die Generäle zwei Missionen», schreibt Militärreporter James Kitfield in *Politico*. Erstens seien sie entschlossen, die sicherheitspolitischen Schäden der Obama-Regierung auszubügeln. «Ihr zweiter – und weit riskanterer – Job ist, den Schaden zu begrenzen, den ihr Boss anrichtet.»

Gestandene Republikaner und konservative Kommentatoren nennen die Generäle die «Achse der Erwachsenen», die den renitenten Teenager Trump im Zaum zu halten versuchen. Seit sechs Monaten reisen sie, flankiert von Aussenminister Rex Tillerson, durch die Welt und versichern, dass es der Präsident mit seinen Tweets, die unter Verbündeten regelmässig Verwirrung stiften, nicht wirklich ernst gemeint habe.

Auch hinter den Kulissen übernehmen die Generäle die Regie. So etwa, wenn sie die Umsetzung von Trumps Beschluss, keine Transgender-Soldaten mehr in den US-Streitkräften zu dulden, auf die lange Bank schieben. Und als Trump jüngst lange – in den Augen einer Mehrheit der Amerikaner zu lange – zuwartete, um die Gewalt von Neonazis in Charlottesville zu verurteilen, twitterte General Robert Neller, Kommandant des Marine Corps, umgehend: «Bei uns in den Marines gibt es keinen Platz für Rassenhass und Extremismus.»

Dreimal wöchentlich Stephen Bannon

Kurzum, die Generäle sehen sich mehr als Aufseher des Präsidenten denn als dessen Untergebene. Dabei fällt auf, wie weit sich Kabinettsgrössen mit ihrer Kritik am Präsidenten an die Öffentlichkeit wagen. «Der

Präsident sieht sich mit einem Mass an Aufmüpfigkeit konfrontiert, wie es in der modernen Geschichte Amerikas einzigartig ist», schreibt Rich Lowry in *Politico*. Offenbar müssten sie keine Konsequenzen ihres Tuns fürchten.

Gleich dreimal kam es in den letzten Wochen zu markanten Äusserungen. Als Trump twitterte, im Umgang mit Nordkorea würden «Gespräche nichts bringen», widersprach ihm Mattis umgehend und ohne Zögern. Nach Trumps Kommentaren zu Charlottesville sagte Wirtschaftschefberater Gary Cohn beinahe im Befehlston, die Regierung – sprich Trump – müsse Hassgruppen schärfer verurteilen. Tillerson ging noch einen Schritt weiter: «Der Präsident spricht für sich selbst», antwortete der Aussenminister im Interview mit Fox News auf die Frage, ob er die Werte Trumps verteidige.

Hier ist nicht der *deep state* am Werk – Beamte aus dem Labyrinth der Bürokratie, die Medien bereitwillig mit Dokumenten versorgen. «Dies ist der *shallow state*», so Lowry, «die oberste Schicht der Regierung, die am helllichten Tag operiert und geradezu will, dass sie gesehen und gehört wird, wie sie sich vom Präsidenten distanziert.»

Übernimmt da eine Schattenregierung, angeführt von den Generalen, stillschweigend die Macht? Die öffentliche Distanzierung von

«Die oberste Schicht der Regierung will, dass sie gesehen wird, wie sie sich vom Präsidenten distanziert.»

hohen Kabinettsmitgliedern deutet eher darauf hin, dass die «Junta» im West Wing mit ihrer Disziplinierung des Präsidenten ins Leere läuft. Zwar liest Trump, auf Veranlassung von Stabschef Kelly, hin und wieder ein vorgefasstes Statement ab. Doch dann brennt sein Naturell wieder mit ihm durch. Wie nach Kims Test einer Wasserstoffbombe am Sonntag, als er an die Adresse des engen US-Verbündeten twitterte: «Die Südkoreaner werden herausfinden, dass es ist, wie ich ihnen gesagt habe, dass nämlich ihr Gerede über eine Beschwichtigungspolitik mit Nordkorea nicht funktionieren wird, sie [Nordkorea] verstehen nur etwas!»

Der Präsident lasse sich von niemandem steuern, ist der langjährige Trump-Berater Roger Stone überzeugt: «Letztlich ist Donald Trump sein eigener Boss, und er wird sich aller Kontrolle und reglementierten Systemen widersetzen, die Kelly zu implementieren versucht.»

Trump tut, was er will, und spricht, mit wem er will. Dreimal pro Woche sitze er mit dem geschassten Bannon am Telefon, will die *Washington Post* aus sicherer Quelle wissen. Stabschef Kelly höre mit, machtlos. ○



Trumps Woche

«Inspiration für alle»

Trump nominiert Botschafter für die Schweiz und für Deutschland und drängt auf den Mars.

Es ist offiziell! Präsident Trump hat Ed McMullen zum Botschafter in der Schweiz und Richard Grenell zum Botschafter in Deutschland nominiert. Beide Männer haben Trumps Präsidentschaftsbewerbung früh und nachdrücklich logistisch unterstützt. Beide Ernennungen brechen mit der alten Tradition, dass einzig grosszügige Wahlkampfspenden mit Spitzenpositionen belohnt werden.

McMullen, republikanisches Schwergewicht aus South Carolina, hat durch politische Basisarbeit dafür gesorgt, dass dieser Bundesstaat bei den Primaries an Trump ging. Er vertritt die gleiche wachstumsorientierte Wirtschaftspolitik wie der Präsident und «weiss, dass die Beziehungen zwischen den USA und der Schweiz aufgrund der gemeinsamen Ideale einzigartig und besonders sind», wie der konservative Think-Tank-Gründer Ed Feulner versichert. McMullen werde «die Rolle der Schweiz als wahrhaft unabhängige Nation inmitten der EU mit Sympathie verfolgen».

Richard Grenell ist US-amerikanischen Fernsehzuschauern bekannt als entschiedener Kritiker von Obamas Aussenpolitik. Der Fünfzigjährige aus Michigan war Sprecher von vier US-Botschaftern bei den Vereinten Nationen und hat damit länger gedient als jeder andere Pressesprecher dieser Mission. Er ist auch Trumps erster offen schwuler Kandidat für einen Botschafterposten. Trump hat zudem James Bridenstine für das Amt des Nasa-Direktors nominiert. Der frühere Navy-Pilot und Abgeordnete aus Oklahoma setzt sich für die kommerzielle Raumfahrt ein. Trump drängt die Nasa dazu, ihr Forschungsprogramm mit einer bemannten Mars-Mission voranzutreiben.

Am Wochenende dankte Trump den heimgekehrten Astronauten Peggy Whitson und Jack Fischer für ihren Dienst auf der Internationalen Raumstation (ISS). Whitson, die mit 665 Tagen länger als jeder andere US-Astronaut im All war, pries er als «Inspiration für uns alle, besonders für junge Frauen, die sich für eine Karriere in Naturwissenschaften interessieren».



**«An alle meine Freunde
aus Kunst, Kultur und
sowieso: Redet nicht mit
diesem Schundblatt!»**

Knackeboul alias David Lukas Kohler, Facebook/Twitter, 31. 8. 2017

**Meinungsvielfalt und
offene Debatten.
Seit über 80 Jahren.
Abonnieren Sie jetzt.**

Jetzt bestellen!
www.weltwoche.ch/probeabo
Telefon 043 444 57 01

DIE  WELTWOCHE

Späte Kalkulation des Schreckens

Von *Hansrudolf Kamer* — Nordkoreas Test einer Wasserstoffbombe und der Raketenversuch über Japan offenbaren das nukleare Paradox. Die Grossmächte behelfen sich mit Rhetorik und Gestik.



Seit Hiroshima und Nagasaki sind keine Kernwaffen eingesetzt worden, und Politiker tun ihr Bestes, um sie als wirkungslose Instrumente der Politik hinzustellen.

Das nukleare Tabu beherrscht das Denken. Nur einer stört den Konsens: Kim Jong Un.

Kurz vor dem Wochenende machte ein Foto die Runde, das den 33-jährigen nordkoreanischen Diktator – er verkörpert die dritte Generation der Dynastie – vor einem länglichen zylinderförmigen Ding zeigt, das eine Wasserstoffbombe sein könnte. Dann folgte der unterirdische Atomtest mit einer ungefähr dreimal stärkeren Detonationskraft als der letzte vor einem Jahr.

Schliesslich kam die Ankündigung aus Pjöngjang, man habe nun eine H-Bombe getestet, die man auf einer Interkontinentalrakete zum Einsatz bringen könne. Eine nordkoreanische Testrakete wurde überdies vor kurzem über die japanische Insel Hokkaido hinweg in den Pazifik geschossen, wo sie in drei Stufen zerfiel. Kim scheint zu spüren, dass er sich mehr oder weniger alles erlauben kann.

Die Reaktionen waren die üblichen. Aus Washington kamen Drohungen. Verteidigungsminister James Mattis erklärte, jede Gefährdung Amerikas und seiner Überseeterritorien oder seiner Verbündeten werde eine überwältigende militärische Antwort nach sich ziehen. Amerika habe zwar nicht die Absicht, Nordkorea auszulöschen, doch habe man viele Optionen, das zu tun.

Der Uno-Sicherheitsrat tagte und konsultierte eine Resolution über zusätzliche Sanktionen. Sie wird niemanden und nichts bewegen. Der russische Präsident Putin und der chinesische Präsident Xi Jinping trafen sich am Meeting der Brics-Staaten in der südchinesischen Stadt Xiamen. Sie liessen verlauten, China und Russland hielten am Ziel einer Denuklearisierung der koreanischen Halbinsel fest. Das Ziel ist löblich und wird auch von Amerika unterschrieben. Doch wirklich ernst gemeint ist das nicht.

Wie immer, wenn es um Atomwaffen geht, ersetzt Rhetorik das Handeln. Der Israeli Amos Yadlin, ein ehemaliger Chef des militärischen Nachrichtendienstes, betont, es gebe die Wirklichkeit und den Krieg der Worte. Zwi-

schen dem Hype Nordkoreas und seinen tatsächlichen Fähigkeiten klatte eine grosse Lücke. Eine militärische Präventivaktion sei möglich, aber nur auf Basis exzellenter Geheimdienstinformationen. Gibt es diese?

Sehr viele Strategen sind der Ansicht, ausser Wirtschaftssanktionen und Diplomatie könne man gar nichts unternehmen. Die Risiken seien zu gross. Nordkorea würde bei einem amerikanischen Präventivschlag einen Krieg beginnen. Seoul liege in Reichweite der nordkoreanischen Artillerie und könnte praktisch zerstört werden.

Gegenseitige Risiken

Der Think-Tank Stratfor hält das für ein zu extremes Szenario. Die nordkoreanische Artillerie und Munition seien notorisch unzuverlässig, und nach der ersten Salve sei es wegen des Gegenfeuers vermutlich schon vorbei. Das Gleiche gelte für die einsatzfähigen ballistischen Raketen, die Japan, Indochina, China und Russland erreichen könnten. Nodong, das Kurzstrecken-Missile, könne aber vermutlich mit einem nuklearen Sprengkopf bestückt werden.

So werden nüchterne Kalkulationen des Schreckens angestellt. Ein einzelner nuklearer Treffer in Südkorea – trotz amerikanischer Raketenabwehr – würde wohl sehr viele Opfer

fordern und einen Schock auslösen, aber das Land kaum zur Kapitulation zwingen wie Japan am Ende des Weltkriegs 1945.

Denn die Risiken sind gegenseitig: Je grösser und stärker ein nordkoreanischer Vergeltungsschlag auf eine amerikanische Aktion ausfällt, desto mehr läuft das Regime Gefahr, dass es vollständig vernichtet wird und das Land seine souveräne Existenz verliert.

Die Überlegungen zu Opfern und Verlusten eines konventionellen und nuklearen Schlagabtausches sind nicht neu. Das Argument für einen baldigen Entwaffnungscoup ist ganz einfach, dass die «Kosten» jetzt zwar gross wären, aber geringer als in der Zukunft. Doch die Trumps, Putins und Xis übernehmen dafür keine Verantwortung. Und Japan verfügt dann wohl über eigene Atomwaffen. Eine Denuklearisierung sieht anders aus.

Nordkorea verfügt nicht über eine glaubwürdige nukleare Abschreckung – das Überleben bei einem Angriff und die Fähigkeit, darauf mit Atomwaffen zu reagieren. Doch mit jedem Jahr nähert es sich diesem Ziel. Ist es einmal erreicht – und einige Strategen meinen, man müsse sich damit abfinden –, dann beginnt die leicht irrationale Theorie der Abschreckung zu spielen.

Kurz zusammengefasst: Die Abschreckung, die einen Atomkrieg verhindert, funktioniert nur, wenn man an sie glaubt. Hat man dagegen Zweifel daran, dass der Gegner seine Kernwaffen einsetzt, dann wird die Abschreckung kleiner und die Kriegsgefahr grösser. So könnte Kim Jong Un zur Auffassung kommen, ein nuklearer Erstschlag bleibe ohne Vergeltung. Das nukleare Tabu wirkt paradoxerweise gegen sich selbst. Und Kims Kalkül beruht genau auf dieser Annahme.



Keine glaubwürdige nukleare Abschreckung: nordkoreanische Hwasong-14-Interkontinentalrakete.

Blitzkrieg der Mitmenschlichkeit

Historisch zu Extremen neigend, hat sich das moderne Deutschland dem moralischen Imperialismus verschrieben. Ob Migration, Atomstrom oder Amerika – am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Wehe, wer sich seiner selbstlosen Zudringlichkeit zu entziehen versucht! *Von Matthias Matussek*

Man mag es kaum glauben, dass folgende Zeilen bereits zum Ende des deutschen Grauens verfasst wurden: «Zwischen Weltkrieg II und Weltkrieg III drängten sich die Deutschen an die Spitze der Humanität und Allgüte. Und sie nahmen das, was sie unter Humanität und Güte verstanden, äusserst ernst. Sie hatten doch seit Jahrhunderten danach gelehrt, beliebt zu sein. Und Humanität schien ihnen jetzt der bessere Weg zu diesem Ziel. Sie fanden diesen Weg sogar weit bequemer als Heroismus und Rassenwahn.»

Diese Zeilen schrieb Franz Werfel in seinem nachgelassenen Roman «Stern der Ungeborenen», den er 1943 begann und am 24. August 1945, zwei Tage vor seinem Tode, abschloss.

Er schrieb: «[...] So wurden die Deutschen die Erfinder der Ethik der selbstlosen Zudringlichkeit. Und die Gebildeten unter ihnen hielten Vorträge an Volkshochschulen und in protestantischen Kirchen, wobei ihr eintöniges Thema stets der brüderlichen Pflicht des Menschen gewidmet war.»

Franz Werfel war nicht nur ein umwerfender Dichter, sondern als solcher auch ein hellstichtiger Prophet, der hellstichtigste von allen.

Wir Deutschen leben mittlerweile auf dem Stern der damals Ungeborenen. Und wir sind die Erfinder der Ethik der selbstlosen Zudringlichkeit. Mit unserer Selbstgerechtigkeit und dem unbedingten Glauben an unsere Sendung sind wir spätestens seit der Grenzöffnung durch die deutsche Kanzlerin am 3. September 2015, und mehr noch seit der Nichtschliessung derselben – wie eigentlich vorgesehen zehn Tage später –, zum Weltmeister der guten Gesinnung geworden.

Und wir behaupten diesen Titel mit einer Rigorosität, die nicht nur das Dissidententum im eigenen Volk streng überwacht, sondern auch die Nachbarvölker unter Druck setzt. Tatsächlich hat der deutsche Totalitarismus eine Achsendrehung ins «Gute» genommen – Werfel, der Prophet, hat es vorausgesehen.

Ausgerechnet den Polen haben wir Deutschen Vergeltungsmassnahmen angedroht, sollten sie die von uns verordnete Flüchtlingspolitik nicht mittragen und die zugewiesenen Flüchtlingskontingente nicht aufnehmen. Der Fremde ist für uns Identitätslose zu einer heiligen Figur geworden, zum Erlöser aus unserer Herkunft als Schuldhafter.

Wir ziehen wieder mal die falschesten Schlüsse aus unserer Vergangenheit, unter dem Kollektivbefehl: «Seit dem 3. September 2015 wird nun zurückgeliebt!»

Die sogenannte Willkommenskultur haben wir wie ein religiöses Erweckungserlebnis gefeiert, und wir haben nicht nur uns selber, sondern auch die Kanzlerin damit offenbar überrascht. Diese musste sich, nolens volens, nur an die Spitze der Erregungswelle setzen.

Sie tat es aus Opportunitätsgründen und rief Zweiflern entgegen: «Wenn man kein freund-

Der deutsche Totalitarismus hat eine Achsendrehung ins «Gute» genommen.

liches Gesicht mehr machen darf, ist das nicht mehr mein Volk.» Und die Grenze ist bis heute offen geblieben, auch aus Angst vor, wie wir mittlerweile wissen, «ungünstigen Fernschilfern».

Worfels Worte wurden Wirklichkeit. Ausgerechnet das aktenversessene Deutschland verwandelte sich in einen «Hippie-Staat der Gefühle» (Anthony Glee). Deutschland als Weltmeister der Brüderlichkeit. Schillers Lied «An die Freude!» «Tochter aus Elysium! Alle Menschen werden Brüder!» Mit seherischer Sensibilität hat Franz Werfel in diesem verfluchten deutschen Idealismus das terroristische Unterfutter erspürt, denn er gibt ja auch diese Variante her: «Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein.»

Sehnsüchtige Fremdenliebe

Humanistisch gebildete deutsche Lager-Kommandanten haben die Todgeweihten klassische Musik vortragen lassen – zwischen Mord und edler Bildung sieht der Deutsche keinen Widerspruch. Er ist von einem gesinnungsethischen Reinheitsfimmel besessen, der sich mit jeder Denunziation und im Extrem mit Zyklon B verträgt: «Wer oder was Ungeziefer ist, bestimmen wir!»

All diese blonden Willkommensmädchen, all diese zur Selbstfeier entschlossenen TV- und Pop-Bestien, all diese ehemals blonden Grönemeyers mit ihrem narzisstischen Moralismus, den sie vor Münchner Massen feiern, im «Zustand satter schuldbeerwusster Selbstzufriedenheit», wie es Frank Böckelmann im neuen *Tumult* nennt, sie müssen ausländischen Beobachtern einfach Angst machen – die Wirtschaftslokomotive Deutschland hat nicht nur eine, sondern viele Schrauben locker.

Mediokre Showstars und rasende Mitläufer im Mainstream wie Klaas Heufer-Umlauf oder

Jan Böhmermann lassen sich im *Spiegel* für ihren «Mut» feiern, für die staatstragende SPD zu werben, und fordern andere auf, ebenfalls «politisch» zu werden, und hacken hasserfüllt auf Kollegen herum, die sich wie Helene Fischer auf ihr Metier, nämlich Schlager, konzentrieren.

Ja, im Rückstosseffekt auf das, was jene aalglatten Typen und der Mainstream «rechts» nennen, sind sie zu jeder Verleumdung bereit.

Längst ist es Brauch in unserem ansonsten ereignislosen und denkfaulen Konsenswahlkampf, dass die Plakate der AfD, der einzigen Oppositionspartei, abgerissen werden, weil sie den Mut hat, die sofortige Grenzsicherung zu verlangen und eine Kontrolle derjenigen, die zu uns wollen.

Dies nicht zuletzt angesichts der Tatsache, dass sich, wie sich jetzt herausgestellt hat, ganze Kampfverbände des IS unter falschen Identitäten als Asylanten nach Deutschland



Inbegriff des Menschheitsgewissens:

aufgemacht haben und hier auf ihre ehemaligen Opfer treffen.

Ich hatte mit einem Freund aus Neugier eine Wahlveranstaltung mit dem AfD-Spitzenkandidaten Alexander Gauland besucht (der da nichts sagen wird, was die CDU der Vor-Merkel-Ära nicht auch gesagt hätte).

Wir mussten uns unter Polizeischutz durch einen Riegel aus spuckenden Antifa-Kämpfern bewegen, ein Mädchen mit Nasenring drückte mir einen Zettel in die Hand, auf dem stand: «Verpiss dich, du Nazi.» Ich gab ihn ihr zurück mit der Bemerkung: «Ich bin kein Nazi.» Zum Abschluss der Veranstaltung bat die Polizei die rund 800 älteren, bürgerlich gekleideten Besucher, zu warten, sich zu sammeln, und nur im Pulk unter ihrem Schutz nach Hause zu gehen. Das ist deutscher demokratischer Wahlkampf.

Für die Linke ist der Fremde die revolutionäre Hoffnung, nachdem das Proletariat seinen historischen Auftrag verluderte und nicht etwa verelendete, sondern verspiesserte.

Nun stehen Gott sei Dank neue Elende zur Verfügung und können vereinnahmt werden, wobei der Hass auf die eigene Nation, auf das Eigene eine selbstverständliche Voraussetzung für diese spätmarxistische Turnübung ist.

Opposition gegen die Regierungspolitik der grenzenlosen Öffnung findet in dieser Kultur

sehnsüchtiger Fremdenliebe nicht mehr statt. Und wieder einmal ist das konsensstüchtige deutsche Volk auch publizistisch gleichgeschaltet. Die sogenannte vierte Gewalt, der die Kontrolle der Regierung obliegt, hat sich in Totalversagen aufgelöst.

Da sind ja nicht nur die von der Regierung kontrollierten öffentlich-rechtlichen Anstalten; nach einer Untersuchung befanden sich zur Zeit der «Willkommenskultur» über 80 Prozent der Presse im Schulterchluss mit der Regierung.

Das lässt sich nur noch tiefenpsychologisch deuten. Offenbar sind die Deutschen durch ihre eigenen historischen Verbrechen restlos traumatisiert. Immer wieder werden diese hervorgeholt und herausgestellt und aufs Neue bekämpft.

Verfemte «Nation»

Den europäischen Nachbarn geht diese Neurose verständlicherweise mächtig auf den Keks – diese ständig neue Selbstvergewisserung, zu den Guten zu gehören. Ach was: die Guten anzuführen mit blitzsauberem Gewissen, nach der probaten Formel: «Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.»

Kein Land ist davon ausgenommen. Statt den deutschen Wahlkampf zu führen und publizistisch aufzumischen, retten unsere Blätter zwar die Demokratie – aber nur die amerikanische.

Tatsächlich fuhr der *Spiegel*, der sich einst das «Sturmgeschütz der Demokratie» nannte, in den letzten Wochen einen Donnerglocken nach dem anderen gegen Donald Trump.

Wir erziehen diejenigen um, die uns einst um-erzogen und aus einem totalitär ausgerichteten Volk eines machten, das demokratische Grundregeln zu akzeptieren lernte.

Dabei ist ihm, dem *Spiegel*, genauso wie den anderen deutschen Blättern entgangen, dass sich der demokratisch gewählte US-Präsident, der an der Presse seines Landes vorbei mit der Basis twittert, peinlich genau an die *checks and balances* hält, die die amerikanische Verfassung eingebaut hat. Er kämpft um Mehrheiten in Kongress und Senat.

Und ausgerechnet die deutsche Kanzlerin mahnt ihn nach seinem Wahlsieg, sich an die demokratischen Gepflogenheiten zu halten. Sie, die ohne parlamentarische Kontrolle ihre Augenblicksentscheidungen trifft, die durchaus schicksalhaft für ihr Volk sind, das sie mittlerweile nur noch «diejenigen, die schon länger hier leben» nennen mag.

Da wir universalistisch geworden sind, also der Inbegriff des Menschheitsgewissens, können wir die verfemte «Nation» ad acta legen.

Ob Atomausstieg, Schnüffelgesetze oder Grenzöffnung, in all diesen Durchmarschverfügungen zeigt sich: Wenn in diesen Tagen der ewigen und widerspruchslosen Wiederwahl der deutschen Kanzlerin eine Demokratie gefährdet ist, dann ist es die deutsche.

Wie sehr unsere Demokratie mittlerweile pure Fassadenputzerei ist, hat das sogenannte Kanzlerduell erwiesen – es bestand aus einer nickennden Merkel, wenn der Herausforderer sprach, während der sich mit Sätzen wie: «Da hat Frau Merkel recht» revanchierte. «Demokratie als Tarnbezeichnung» (Sloterdijk). Ein Schmankerl dazu: Bereits zwölf Stunden vor der Sendung hatte die SPD ihren Kandidaten zum Sieger der Debatte erklärt. Wahlkampf als pure Erregungssimulation.

Das hindert unsere Demokratie-Trompeten jedoch nicht, schon jetzt in Angela Merkel die «Anführerin der freien Welt» zu sehen, ganz im Gegenteil, wie es gerade Jochen Bittner auf *Zeit* online tat unter der Überschrift: «Reeducation mal andersherum».

Er führt in sattsam bekannten Grandiositätsfantasien aus: «Deutschland, ob es möchte oder nicht, ist das Amerika Europas geworden, und Europa könnte zum Test dafür werden, ob sich Freiheitlichkeit und Demokratie am Ende nicht doch auszahlen, trotz und entgegen der politischen wie wirtschaftlichen Wachstumsraten des Autoritarismus.»

Wie schon Werfel 1945 prophezeite, «an der Spitze der Humanität und Allgüte». Da kann man nur sagen, für die kommenden Jahre: «Europäer, zieht euch warm an, die guten Deutschen kommen, und zwar mit selbstloser Zudringlichkeit!» ○



Sigmar Gabriel, Thomas D, Til Schweiger, Berlin 2015.

Deutschland in der Gartenlaube

Von Thilo Sarrazin — Im Wahlkampf vor der Bundestagswahl werden die bitteren Debatten, die eigentlich fällig wären, von den wichtigsten Parteien verweigert.



Drei Wochen vor der Bundestagswahl liegt eine Stimmung introvertierten Behagens über dem Land – Flüchtlingskrise hin, islamistischer Terror her. Die Überschüsse in den öffentlichen

Haushalten steigen immer weiter, Inflation ist nicht in Sicht, die Realeinkommen nehmen zu. Regionale Arbeitsmärkte sind leergefegt. Selbst im strukturschwachen Nordosten Deutschlands findet man kaum noch Fachkräfte und freut sich über die polnischen Einpendler.

Nur die Flüchtlinge und illegalen Einwanderer, die seit 2015 nach Deutschland kamen, finden weiterhin keine Beschäftigung. Bürgermeister und Arbeitsamtsleiter erzählen im persönlichen Gespräch, dass allenfalls ein Prozent unter ihnen Arbeit am ersten Arbeitsmarkt hat. Aber sie werden sich schon nicht langweilen. Der Familiennachzug in grossem Stil hat eingesetzt. Viele der jungen Männer, die allein kamen, werden schnell Familien gründen. Dazu braucht man in Deutschland keinen Arbeitsplatz. Kindergeld und Grundsicherung reichen aus, um den Einwanderern ein nach den Massstäben ihrer Heimat mehr als auskömmliches Einkommen zu sichern. In zehn Jahren wird man dann feststellen, dass die seit 2015 Zugewanderten, ihre nachgereisten Familien und ihre Nachfahren bereits vier bis sechs Millionen ausmachen und grosse Teile der Kindergärten und Schulklassen füllen. Auch dann noch werden sie mit ihren Familien überwiegend von Sozialtransfers leben.

Dann, wenn es zu spät ist, werden jene bitteren Debatten geführt werden, die eigentlich heute fällig sind, aber von Union, SPD, Grünen und Linken verweigert werden und auch in den Medien kaum stattfinden. Der Alternative für Deutschland (AfD) hat geschadet, dass ihr Beitrag zur Einwanderungsdebatte immer wieder von nationalkonservativen Dissonanzen überlagert wurde. So fiel es den Medien und den etablierten Parteien leicht, sie in eine Schmutzdecke zu stellen. Das Wahlergebnis wird zeigen, welchen Eindruck das auf die Bürger gemacht hat.

Auf den Wahlplakaten der CDU wirbt eine freundlich lächelnde, dezent geschminkte Angela Merkel mit dem Slogan «Für ein Land, in dem wir gut und gerne leben». Martin Schulz kontert mit «Die Zukunft braucht neue Ideen. Und einen, der sie durchsetzt». Er will mehr

Geld für Bildung und Investitionen ausgeben, Gleichheit und Gerechtigkeit fördern und heimliche Steuererhöhungen weitgehend einbehalten. Die Grünen geben sich handlungsstark: «Integration muss man umsetzen. Nicht aussitzen». So geht unter, dass Integration vor allem eine Bringschuld der Einwanderer ist. Die AfD wirbt mit «Burkas? Wir steh'n auf Bikinis» und zeigt dazu drei Badenixen am Strand. Das rügte der Werbeexperte der *Westdeutschen Zeitung* als «unterschwellig rassistisch». Die Botschaft dahinter: Werbung mit der Angst vor dem Klimawandel ist politisch korrekt, Werbung mit der Angst vor dem Islam oder äusserer Bedrohung nicht.



Eingehegtes Denken: CDU-Kampagne im August.

Deutschland macht Wahlkampf in der Gartenlaube und hält die böse Welt – ausgenommen Umweltsünder und Gegner der Ehe für alle – fein aussen vor. Wie unfassbar robust war im Vergleich dazu das Wahlplakat der CDU aus dem Jahre 1953: «Alle Wege des Marxismus führen nach Moskau! Darum CDU».

Nach dem Willen der etablierten Parteien soll über Themen wie Einwanderung, Islam, Kriminalität und Terrorismus möglichst gar nicht diskutiert werden. An die Stelle der Grenzen, die man angeblich sowieso nicht schützen kann, tritt die Propaganda für ein eigentümlich eingehegtes Denken. Klimawandel, Genderfragen und Gerechtigkeitslücken sind als Wahlkampfthemen akzeptiert. Alles das, was Deutschland und Europa langfristig wirklich gefährdet, soll als Thema dagegen moralisch illegitim sein.

Aber auch wichtige Themen zweiter Ordnung werden im Wahlkampf kaum diskutiert:

— Dazu gehört die Frage nach den Ursachen der grossen und erfreulichen Haushaltsüberschüsse. Das sind einmal die heimlichen Steuererhöhungen, zum anderen die Zinsersparnisse des Staates durch die Nullzinspolitik der Europäischen Zentralbank (EZB). In beiden Fällen zahlt der Bürger, im einen Falle durch Steuern, im anderen Fall durch Zinsverluste auf seinem Ersparten.

— Die Diskussion um die Folgen von demografischer Alterung und falscher Einwanderung für die künftigen Rentnergenerationen und die Staatsfinanzen ist auf die lange Bank geschoben.

— Die manifesten und latenten Risiken der Euro-Zone für die deutschen Staatsfinanzen tauchen nirgendwo auf. Ebenso bleibt die künftige politische Gestalt Europa im Nebel.

Immerhin sprach Martin Schulz ein Thema an, das wichtig ist: die Mängel im deutschen Bildungswesen. Im internationalen Vergleich war Deutschland mal besser. Ostasiatische Länder marschieren weit voran, und die Leistungen der Migranten aus Afrika und dem Nahen und Mittleren Osten sind besonders schlecht. Bildungspolitik ist in Deutschland allerdings Ländersache, keine Zuständigkeit des Bundes. Unter den Ländern gibt es grosse Unterschiede. Dabei fällt auf, dass Länder umso schlechter abschneiden, je länger sie sozialdemokratische Kultusminister hatten. Ausserdem zeigt sich, dass die Unterschiede in der Bildungsleistung nicht durch Unterschiede in den Bildungsausgaben erklärt werden können. Martin Schulz fordert mehr Ausgaben für Bildung und eine Konzentration von Zuständigkeiten beim Bund. Das ist schon deshalb peinlich, weil er offenbar die Fakten nicht kennt. Bildungsleistung hat mit der Grösse der politischen Einheit nämlich gar nichts zu tun, sonst könnte der Stadtstaat Singapur nicht weltweit an der Spitze stehen. Auch mit den Ausgaben pro Schüler hat Bildungsleistung innerhalb weiter Grenzen nichts zu tun. Wollte Martin Schulz zur Debatte inhaltlich etwas beitragen, dann müsste er für Deutschland erklären, weshalb sozialdemokratisch regierte Länder ausgesprochen schlecht abschneiden. Diese Debatte könnte die SPD und die Bildung weiterbringen. Genau das will er aber nicht. Auch da, wo Martin Schulz inhaltlich wird, verkündet er Wohlfühlformeln, die an der Sache vorbeigehen. Sanierung von Schultoiletten macht Kinder nicht klüger und kann auch keine Zuständigkeit des Bundes sein. Martin Schulz zeigt mit seinem Vorschlag, dass er weder die Bildungspolitik noch das Gefüge des Staatsaufbaus geistig ausreichend durchdrungen hat. Schon aus diesem Grund muss man seine absehbare Wahlniederlage als verdient ansehen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

«Nur am Anfang schlimm»

Am Strand von Rimini vergewaltigen vier Afrikaner eine polnische Touristin. Journalisten, die auf die Herkunft der Tatverdächtigen hinwiesen, werden als islamfeindliche Rassisten beschimpft. Vom Umgang mit Verbrechen im Migrationsland Italien. *Von Nicholas Farrell*

Wenn ein Muslim unter «Allahu akbar»-Rufen einen Terroranschlag verübt, reagiert die linksliberale Elite stets auf die gleiche Weise: «Das hat nichts mit dem Islam zu tun.» Ebenso bei Vergewaltigungen: «Das hat nichts mit dem Islam und dem islamischen Frauenbild zu tun.» Und natürlich haben weder Terrorismus noch Vergewaltigung durch Migranten mit Masseneinwanderung zu tun. Nein, nein, natürlich nicht.

Als vor zehn Tagen vier Afrikaner eine 26-jährige polnische Touristin am Strand von Rimini vergewaltigten, vor den Augen ihres polnischen Freundes, den sie bewusstlos schlugen, um wenig später, ganz in der Nähe, eine peruanische Transsexuelle zu vergewaltigen, war es wieder die gleiche Geschichte.

Italienische Journalisten sind, wie ihre Kollegen überall in Europa und Amerika, so sehr auf politische Korrektheit eingeschworen, dass kaum jemand die Herkunft der Verdächtigen erwähnte, obwohl die Opfer gegenüber der Polizei die Männer als Afrikaner beziehungsweise Nordafrikaner beschrieben hatten und obwohl die Polizei Videoaufnahmen präsentiert hatte, auf denen die Täter kurz nach dem furchtbaren Verbrechen am Strand zu sehen waren.

Unter normalen Verhältnissen wäre es einfach sinnvoll und keineswegs rassistisch, Herkunft und Aussehen eines polizeilich gesuchten Tatverdächtigen zu nennen, zumal die Bevölkerung um Mithilfe bei der Aufklärung dieses abscheulichen Verbrechens gebeten wurde. Doch die wenigen italienischen Journalisten, die es wagten, die Herkunft der Tatverdächtigen zu nennen, wurden in den Mainstream-Medien als islamfeindliche Rassisten beschimpft.

Marxisten mögen noch nicht die Kontrolle über die Produktionsmittel im Westen erlangt haben, aber die Kontrolle über die Gedankenproduktion haben sie sehr wohl erlangt. So sehr, dass schrille Feministinnen Männern grundsätzlich Frauenfeindlichkeit, Homophobie und Rassismus unterstellen. Laura Boldrini, linke Präsidentin der Abgeordnetenkammer, die nie darum verlegen ist, weisse Männer der Frauenfeindlichkeit, Homophobie und des Rassismus zu bezichtigen, hatte nach der Vergewaltigung von Rimini tagelang geschwiegen, um dann, jawoll, weisse Männer für ihre rassistische Reaktion auf die Gewalttat zu verurteilen. Nicht einmal nahm sie das Wort «Migrant» in den

Mund, von Kritik an islamischen und afrikanischen Ansichten über Vergewaltigung und Frauen ganz zu schweigen.

Nach Angaben des Innenministeriums, veröffentlicht in der Mailänder Zeitung *Il Giornale* letzte Woche, wurden zwischen 2010 und 2014 39 Prozent der in Italien verübten Vergewaltigungen von Ausländern begangen, aber 2014 waren nur 8,1 Prozent der italienischen Bevölkerung Ausländer.

Am Wochenende verhaftete die Polizei zwei Marokkaner, 15 und 17 Jahre alt, deren Eltern illegale Einwanderer sind, die schon vor zwanzig Jahren hätten abgeschoben werden sollen, es aber irgendwie geschafft haben, im Land zu bleiben, und sogar eine anständige, billige kommunale Wohnung in Vallefoglia bei Rimini ergattert haben.

Verhaftet wurden auch ein Nigerianer, 17, und ein Kongolese, 20, beides illegale Einwanderer. Der Kongolese ist, weil volljährig, der einzige Verdächtige, dessen Namen die Polizei bekanntgegeben hat: Guerlin Butungu. 2015 traf er, aus Libyen kommend, per Schlepperboot in Lampedusa ein, wo er politisches Asyl beantragte.

Über eine halbe Million Migranten sind seit 2013 übers Meer nach Italien gekommen, aber selbst die Hohepriester der politischen Korrektheit, die Vereinten Nationen, erkennen an,

dass es sich bei der grossen Mehrheit nicht um Flüchtlinge handelt (es sind kaum Syrer unter ihnen). Die meisten sind alleinstehende junge Männer aus Schwarzafrika oder Bangladesch. 95 Prozent der Asylanträge werden in Italien abgelehnt, aber weniger als 10 Prozent der Migranten werden letztlich abgeschoben oder repatriert. Der Rest taucht einfach unter.

Butungu ist keine Ausnahme. Sein Asylantrag wurde 2017 abgelehnt, da der Kongo kein Kriegsgebiet ist. Trotzdem erhielt er «aus humanitären Gründen» eine Aufenthaltsbewilligung bis 2018.

Aber selbst die italienische Linke und ihre Stosstruppen in den Medien konnten nicht ignorieren, was Abid Jee, ein aus Pakistan stammender muslimischer Integrationsbeauftragter einer Kooperative in Bologna, auf Facebook postete: «Eine Vergewaltigung ist nur am Anfang schlimm, aber dann beruhigt sich die Frau und geniesst es wie normalen Sex.»

Dies sorgte landesweit für Empörung. Der 24-jährige Abid Jee, ein muslimischer Immigrant, der in Bologna Jura studiert, wurde entlassen. Seine Ansichten haben natürlich nichts mit dem Islam und dem islamischen Frauenbild zu tun.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Nichts mit dem islamischen Frauenbild zu tun: Tatort in Vallefoglia bei Rimini.

Die betrogene Nation

Am 25. September stimmen die Kurden im Nordirak über die Unabhängigkeit ab. Am Ergebnis besteht kein Zweifel, wohl aber daran, ob sie wirklich den seit hundert Jahren versprochenen eigenen Staat erhalten. *Von Kendal Nezan*

Rund 3,5 Millionen Wähler werden entscheiden, ob die Region Kurdistan und Gebiete ausserhalb ihrer Verwaltung ein unabhängiger Staat werden. Die Organisation des Referendums ist in den drei Gouvernements, die seit 1991 die Autonome Region Kurdistan bilden, kaum problematisch. Alle Bürger besitzen biometrische Identitätskarten, die Wählerlisten sind auf dem neusten Stand. Grössere, aber ebenfalls lösbare Probleme stellen sich in den als «umstritten» bezeichneten Gebieten, die überwiegend von Kurden bewohnt sind und historisch zu Kurdistan gehörten, aber der Regierung in Bagdad unterstellt sind.

Die neue irakische Verfassung, die 2005 durch ein Referendum von 80 Prozent der Wähler gutgeheissen wurde, hielt in Artikel 140 fest, dass die Regierung in Bagdad vor dem 31. Dezember 2007 in den «umstrittenen» Gebieten ein Referendum organisieren werde, damit die betroffenen Wähler frei entscheiden könnten, ob sie der Angliederung an die Region Kurdistan zustimmten oder nicht.

Aber Bagdad hielt sich nicht an diese Verpflichtung. Die Kurden verloren jede Illusion, dass ein geeinter, demokratischer und alle Teile der Bevölkerung einschliessender Irak je möglich sein werde. Eine der letzten Verbindungen zu Bagdad war die der Region Kurdistan zugesprochene finanzielle Zuweisung von 17 Prozent des irakischen Haushalts. Seit Januar 2014 wurde sie nicht mehr bezahlt.

Zwar finanziert der Irak die schiitischen Milizen, die vom Iran kontrolliert werden, weigert sich aber, die kurdischen Peshmerga zu bezahlen. Dieses Geld fliesst an die irakischen Angestellten und Beamten, die in den vom sogenannten Islamischen Staat (IS) besetzten Gebieten zurückgeblieben sind. Für die Verwaltung Kurdistans ist kein Budget vorgesehen. Die Kurden lehnten es ihrerseits ab, sich dem Diktat des schiitischen irakischen Ministerpräsidenten Malik unterzuordnen, und organisierten eigene Ölexporte, um ihre Finanzierung sicherzustellen.

Schon Anfang 2014 schien der Bruch zwischen Irakern und Kurden bevorzustehen. Die kurdische Regierung plante ein Referendum, um die Trennung von Bagdad zu legitimieren. Doch der massive Angriff durch den IS veränderte die Lage. Die Kurden mussten ihr Gebiet verteidigen. Es gelang ihnen unter grossen menschlichen und materiellen Opfern, die ganze kurdische Region im Irak und weitere Gebiete zu befreien. Trotz einer schweren Finanzkrise, ver-

ursacht durch die ausbleibenden Zahlungen aus Bagdad, nahmen sie grosszügig 1,8 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene auf. Unter ihnen waren sehr viele sunnitische Araber, die trotz ihres panarabischen Nationalismus lieber Zuflucht bei den Kurden suchten als in den Provinzen der schiitischen Araber im Süden.

Am Ausgang des Referendums vom 25. September besteht kein Zweifel. Bei einer informellen Umfrage sprachen sich vor zwölf Jahren 98 Prozent der Wähler für ein unabhängiges Kurdistan aus. Trotz gewisser interner Reibereien und Spannungen und trotz der Ränke-spiele einiger Nachbarstaaten dürfte das Referendum dem Wunsch des kurdischen Volks nach Unabhängigkeit demokratische Legitimität verleihen. Danach werden die kurdischen Behörden mit Bagdad Verhandlungen über eine einvernehmliche, friedliche Trennung aufnehmen.

Eine letzte Chance

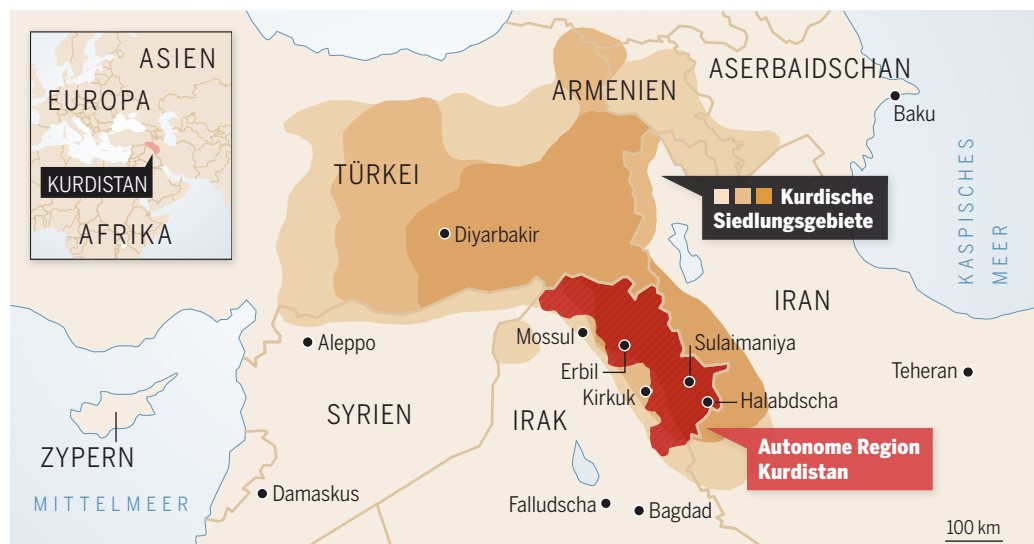
Erinnern wir uns daran, dass die Legitimität des kurdischen Anspruchs auf Unabhängigkeit von der internationalen Gemeinschaft bereits vor einem Jahrhundert anerkannt wurde. Im Bestreben, die vom Osmanischen Reich unterdrückten Völker zu emanzipieren, hatten sich die Siegermächte des Ersten Weltkriegs mit dem Vertrag von Sèvres 1920 verpflichtet, ein unabhängiges Kurdistan zu schaffen. Der Vertrag wurde nicht umgesetzt, aber das Versprechen tauchte noch im Entwurf der Völkerbundssatzung auf, die US-Präsident Woodrow Wilson präsentierte. Am

Ende jedoch entschieden das britische Empire und Frankreich anders: Sie entwarfen eine neue Karte für den Nahen Osten, auf der das kurdische Volk ignoriert wurde.

1925 wurde der Völkerbund angerufen, über die Zugehörigkeit der osmanischen Provinz Mosul (das heutige irakische Kurdistan) zu entscheiden, die damals unter britischem Mandat stand. Ansprüche auf die Provinz erhoben sowohl die Türkei als auch der neue Staat Irak. Der Völkerbund entsandte eine Mission vor Ort, die den Willen der Bewohner erkunden sollte. Eine überwältigende Mehrheit sprach sich für einen unabhängigen kurdischen Staat aus. Unter dem Vorwand, der irakische Staat sei ohne das Öl und die landwirtschaftlichen Erträge Kurdistans nicht überlebensfähig, überzeugte das damals federführende britische Reich den Völkerbund, die Provinz dem Irak zuzusprechen. Den Kurden wurde als Abgeltung eine nicht näher definierte Autonomie in Aussicht gestellt – ein Versprechen, das nie eingehalten worden ist.

Als Entschädigung für ihre Zustimmung zu dieser ungerechten Entscheidung erhielten Frankreich und die USA von London je 23,75 Prozent der Anteile an der Firma, die das Öl in Kirkuk förderte. Zu diesem Zweck gründete Paris die Compagnie française des Pétroles (CFP), die Vorgängerin von Total. Shell und British Petroleum (BP) erhielten ebenfalls je 23,75 Prozent. Mit den restlichen 5 Prozent wurde der armenischstämmige britische Unterhändler Calouste Gulbenkian zum schwerreichen Mann.

Kurdengebiete und Autonome Region Kurdistan



Die Kurden sind die grösste Gemeinschaft ohne Staat, insgesamt rund 40 Millionen Menschen.



Eigene Stimme: Newroz-Fest in Türkisch-Kurdistan, 2008.

Diese immense Ungerechtigkeit stand am Anfang der unzähligen kurdischen Revolten, die bis Ende der achtziger Jahre anhielten. Um sie niederzuschlagen und einen zentralistischen Staat zu schaffen, scheuten die irakischen Regimes weder Massaker und Deportationen noch die Arabisierung der ölreichen kurdischen Provinzen. Um den kurdischen Widerstand «definitiv» zu brechen, liess Sad-

Die Türkei lehnt einen kurdischen Staat ab – sogar wenn er auf einem anderen Planeten angesiedelt wäre.

dam Hussein 90 Prozent der kurdischen Dörfer und 20 Städte zerstören und ihre Bewohner in Lagern internieren. In der sogenannten Anfal-Kampagne wurden 1987 und 1988 über 180 000 Kurden getötet.

Trotz jahrzehntelanger Unterdrückung wollten die Kurden auf Aufforderung der anglo-amerikanischen Koalition nach dem Sturz Saddam Husseins ein, dem Zusammenleben im Irak eine letzte Chance zu geben. Ihre Bedingungen: ein demokratischer, föderalistischer, pluralistischer Staat, der die Menschenrechte respektiert und alle Teile der Bevölkerung mit ihren religiösen, linguistischen und kulturellen Identitäten einschliesst. Auf Drängen der kurdischen Vertreter wurden diese Bedingun-

gen in der neuen Verfassung festgeschrieben. Aber das fanatische, proiranische Regime in Bagdad ignoriert sie.

Der Bruch des Verfassungspakts durch die Regierung in Bagdad lässt den Kurden kaum eine andere Wahl als die Trennung. Sie wünschen sich ein einvernehmliches und friedliches Auseinandergehen. Aber es besteht das Risiko, dass die Scheidung konfliktreich wird. Die Hauptgründe dafür sind die Nachbarländer Iran und Türkei und ihnen nahestehende Parteien im Irak. Ohne Einmischung von aussen würde die überwältigende Mehrheit der irakischen Araber der Unabhängigkeit Kurdistans wohl ohne weiteres zustimmen.

Verletztes Streben nach Identität

Das grösste Hindernis für die Entstehung eines unabhängigen Kurdistans ist der Iran. Er fürchtet, dass dies nicht nur die rund zwölf Millionen Kurden im Iran, sondern auch die übrige nichtpersische Bevölkerung des Landes (Aserbaidschaner, Araber, Belutschen und Turkmenen) inspirieren könnte, die 60 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Sie streben alle, wenn nicht nach Unabhängigkeit, so doch nach irgendeiner Form von Autonomie. Teheran befürchtet auch, dass sich ein unabhängiges Kurdistan mit den USA verbünden könnte. In der iranischen Propaganda ist die Rede von einem «zweiten Israel» an der eigenen Grenze.

Dennoch ist eine iranische Militärintervention gegen die Kurden unwahrscheinlich. Sie würde zu einem amerikanischen Gegenschlag führen. Möglich hingegen sind destabilisierende Aktionen von Teheran nahestehenden Gruppen.

Die Türkei, irrational nationalistisch, lehnt jeglichen kurdischen Staat ab – sogar wenn er auf einem anderen Planeten angesiedelt würde. Der türkische Staat wurde gegründet mit dem Versprechen von Mustafa Kemal Atatürk, dass die Kurden in einem gemeinsamen Staat mit den Türken über regionale Autonomie verfügen würden. Aber nach dem Vertrag von Lausanne 1923 wurde die Türkei ein exklusiver Staat der türkischen Nation.

Nach dem Genozid an den Armeniern 1915 und der Vertreibung von 1,2 Millionen Griechen aus Anatolien versuchten die Nationalisten, die Kurden zu assimilieren, indem sie ihnen ihre Muttersprache und Kultur verboten. Die Türkei sollte eine Nation mit einer Sprache, einer Kultur und lange auch mit einer einzigen Partei werden, koste es, was es wolle.

Das verletzte das Streben der Kurden nach Identität und – in wachsendem Mass – nach Unabhängigkeit. Seit 1984, dem Beginn der von der kurdischen Arbeiterpartei PKK geleiteten Aufstände, scheute Ankara keine Mittel, sie niederzuschlagen: Zerstörung von 3400 Dörfern, Zwangsumsiedelung einer Zivilbevölkerung von zwei bis drei Millionen Kurden, Ermordung

von über 15 000 Intellektuellen, Studenten und Aktivisten durch paramilitärische Gruppen.

Dieser Krieg, der bisher über 50 000 Tote und den türkischen Haushalt mehr als 300 Milliarden Dollar gekostet hat, ist leider noch nicht vorbei. Die Fürsprecher einer politischen Regelung schienen dem Erfolg nahe, aber im Juli 2015 wurden sie von Recep Tayyip Erdogan nach dem relativ schlechten Abschneiden seiner AKP-Partei bei den Parlamentswahlen zurückgepfiffen. Um die Unterstützung der Ultrakonservativen zu erhalten und seine Macht zu konsolidieren, trieb er die Feindseligkeiten gegen die Kurden weiter an. Ankara steckt in einem Dilemma: Lässt es ein unabhängiges irakisches Kurdistan zu, um seine beträchtlichen Erdöl- und Wirtschaftsinteressen dort zu wahren, riskiert es, dass die achtzehn bis zwanzig Millionen türkischen Kurden ähnliche Forderungen erheben. Widersetzt sich die Türkei aber einem künftigen kurdischen Staat, läuft sie Gefahr, einen ihrer letzten Alliierten in der Region zu verlieren, der ausserdem einer ihrer wichtigsten Handelspartner ist.

Bis 2008 widersetzte sich die Türkei der Idee einer kurdischen Autonomie im Irak. Sie drohte mehrmals mit militärischen Interventionen und riegelte immer wieder ihre Grenze ab, um die Autonomiebestrebungen zu ersticken. Als diese Politik scheiterte, spielte sie die Karte der wirtschaftlichen Partnerschaft aus, von der beide Seiten profitierten. Danach ist der Irak, genauer

gesagt, das irakisches Kurdistan, der nach Deutschland zweitgrösste Handelspartner der Türkei, die für ihre Energieversorgung immer mehr auf die Öl- und Gasversorgung aus Kurdistan zählt. Wofür die Türkei sich schliesslich entscheidet, wird sich zweifellos am Verhalten der USA, Russlands und der europäischen Staaten orientieren. Ankara könnte unterdessen im kurdischen Teil Syriens intervenieren, wo sich die Kurden in autonomen Kantonen organisieren.

Schutz der Christen

Die US-Regierung klammert sich noch immer an die «One Iraq Policy» und hofft, dass die Präsenz der Kurden den Irak daran hindern werde, zu einem iranischen Protektorat zu werden. Andere Stimmen im Kongress und unter den Militärs plädieren dafür, das sehr teure Abenteuer Irak zu opfern und die Schaffung eines demokratischen und prowestlichen Staats Kurdistan zu fördern sowie einen Kompromiss mit der Türkei zu finden. Schliesslich läge das neue Kurdistan an der Grenze zum kriegerischen schiitischen Iran.

Aus ähnlichen Gründen sähen die wichtigsten sunnitischen arabischen Länder (Saudi-Arabien, Ägypten, Jordanien, Kuwait etc.), die als Verfechter der arabischen Einheit den kurdischen Einheitsbestrebungen gegenüber lange feindselig gestimmt waren, eine Teilung des proiranischen Iraks nicht ungerne.

Russland hat wichtige Öl-Interessen in Kurdistan und unterstützte schon 1946 im Iran die Schaffung einer Republik Kurdistan. Es wird der kurdischen Unabhängigkeit zweifellos positiv gesinnt sein. Mit Ausnahme der Briten und der Spanier, die mit den Unabhängigkeitsbestrebungen der Schotten und Katalanen konfrontiert sind, würden voraussichtlich auch die meisten europäischen Staaten die Unabhängigkeit dieser Kurden anerkennen, die ihre besten regionalen Alliierten im Kampf gegen den Dschihadismus und für den Schutz der Christen sind. So, wie sie auch die Unabhängigkeit Kroatiens, der Slowakei und sogar des kleinen Kosovo anerkannten.

Ein unabhängiges Kurdistan, fast doppelt so gross wie die Schweiz, bevölkert mit 7,5 Millionen Einwohnern und wirtschaftlich lebensfähig, wäre eine historische Etappe in dem langen Kampf für die kurdische Unabhängigkeit, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann und dessen Legitimität bereits 1920 international anerkannt wurde. Die grösste Gemeinschaft ohne Staat, insgesamt über vierzig Millionen Menschen, hätte endlich auf einem Teil ihres Territoriums ihren eigenen Staat und damit eine Stimme im Dialog der Nationen.

Kendal Nezan ist Präsident des Kurdischen Instituts in Paris und Co-Autor von «A People Without a Country» (1980) und «Kurdistan und die Kurden» (1988). Soeben ist sein kurdisch-französisches Wörterbuch mit 85 000 Einträgen erschienen (Riveneuve Editions, Paris).

HERBST WARENMESSE

28. Oktober bis 5. November 2017

Highlights
2017



Im Reich der
Insekten



Urban Art
Festival Basel



GreenIce
Family Fun

Messe Basel
Täglich 11–19 Uhr
Eintritt frei

Gefährlicher Traum

Falls das Kurdenreferendum erfolgreich ist, könnte ein neuer Versagerstaat entstehen, der den Nahen Osten zusätzlich destabilisiert.



Fehlende Legitimation: US-Verteidigungsminister Mattis, Autonomiepräsident Barzani.

Ein neues Problem kommt auf den Nahen Osten zu: Die irakischen Kurden wollen am 25. September über ihre Unabhängigkeit abstimmen, um sich von der Zentralregierung in Bagdad zu lösen. Nicht nur in der Region, sondern auch in Europa und in den USA drängen Politiker darauf, das Referendum zu verschieben. Wenn Kurdistan aus dem Irak herausbreche, schwäche das erstens die Schlagkraft der irakischen Armee, die jetzt im Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) gefordert ist, fürchten sie. Zudem entstünden neue Konflikte, weil die neuen Grenzen von den kurdischen Nachbarn nicht akzeptiert würden.

Die rege Reisediplomatie zeigt, wie gross die Angst vor dem Ja zur kurdischen Unabhängigkeit ist. In der vierten Augustwoche flog US-Verteidigungsminister James Mattis nach Erbil, der Hauptstadt der Autonomen Region Kurdistan im Irak. Später meldete sich telefonisch auch US-Aussenminister Rex Tillerson beim kurdischen Präsidenten, kurz darauf der Oberkommandierende des U.S. Central Command, Joseph Votel. Zuvor hatten bereits Brüssel und die Arabische Liga vor den Konsequenzen eines Auseinanderbrechens des Irak gewarnt, sollten die Kurden ihre Unabhängigkeit ausrufen.

Ebenfalls alarmiert sind Ankara und Teheran. Denn auch sie haben auf ihrem Staatsgebiet kurdische Minderheiten, die von der Unabhängigkeit träumen. Nehmen die irakischen Kurden das Referendum an, wäre das ein Signal für die Kurden im Iran und in der Türkei, dem irakischen Vorbild zu folgen. Die syrischen Kurden erwarten jetzt zudem eine nationale Belohnung für ihren Kampfeinsatz gegen den IS, was die Türkei verhindern will.

Fragezeichen für Erdogan

Masud Barzani, Präsident der Autonomen Region Kurdistan im Nordirak, nutzt inzwischen die Ängste vor neuen Konflikten, um Garantien zu verlangen. Er könne das Referendum verschieben, falls er die Zusicherung erhalte, dass dann das Resultat des Referendums akzeptiert würde. Sollte er diese Zusicherung aber nicht erhalten, lasse er am 25. September abstimmen.

Dabei wäre eine Verschiebung auch im Interesse der irakischen Kurden. Sie müssen nämlich damit rechnen, dass ihnen die Ausrufung ihres Staates mehr Probleme als Vorteile beschere wird. Sowohl der Iran als auch die Türkei werden dem jungen Staat Kurdistan einen unfreundlichen Empfang bereiten. Die Islamische Republik könnte den innerkurdischen Zwist weiter anfachen oder Terroranschläge gegen westliche Ölexperten und -anlagen in

Kurdistan in Auftrag geben, um die ökonomische Basis der jungen Republik zu unterhöhlen.

Die Unabhängigkeit Kurdistan liefe auch Ankaras Interessen zuwider. Präsident Recep Tayyip Erdogan und Barzani verstehen sich zwar als Partner. Hunderte von türkischen Firmen sind im kurdischen Teil des Irak engagiert, und oft sind sie dabei mit Mitgliedern des Barzani-Clans verbandelt. Wenn aber das Unabhängigkeitssignal der irakischen Kurden auf Kurden in der Türkei oder im syrisch-türkischen Grenzgebiet übergreifen sollte, müsste sich Erdogan entscheiden, was ihm wichtiger ist: wirtschaftliche Kooperation oder die territoriale Integrität seines Landes.

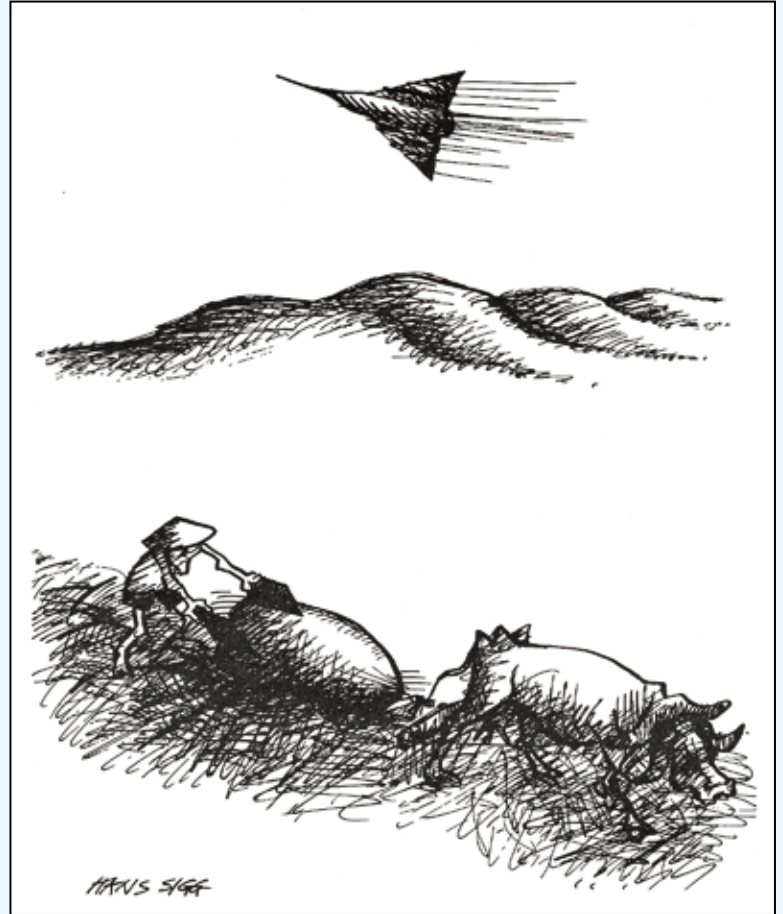
Am unmittelbarsten wäre die Zentralregierung in Bagdad herausgefordert. Ein kurdisches Ja zur Unabhängigkeit wäre für sie eine Kriegserklärung. Denn die Kurden beanspruchen auch Regionen, die Bagdad als «irakisch» betrachtet, vor allem das ölreiche Kirkuk. In Kirkuk wohnen Araber, Christen, Turkmenen und Kurden. Ein Ja für Kurdistan könnte zu einem Bürgerkrieg führen.

Zusätzlich gäbe es auch einen harten und giftigen Verhandlungsmarathon über die wirtschaftlichen Folgen der Trennung. Es ginge um mehrere Milliarden Dollar, die Bagdad von den Kurden verlangen würde. Doch Kurdistan ist bereits jetzt hochverschuldet – die Rede ist von zwanzig Milliarden Dollar – und kaum in der Lage, die Last allein zu schultern. Auch sind keine Pläne zu erkennen, wie es nach der Unabhängigkeit weitergehen soll. Vorgedacht sind weder eine Währungspolitik noch ein konkreter Fahrplan für die Trennung von Bagdad. Ebenso offen ist, wie die Peschmerga-Miliz in eine Armee umfunktioniert werden soll, die sich in den Dienst des jungen Staates stellt.

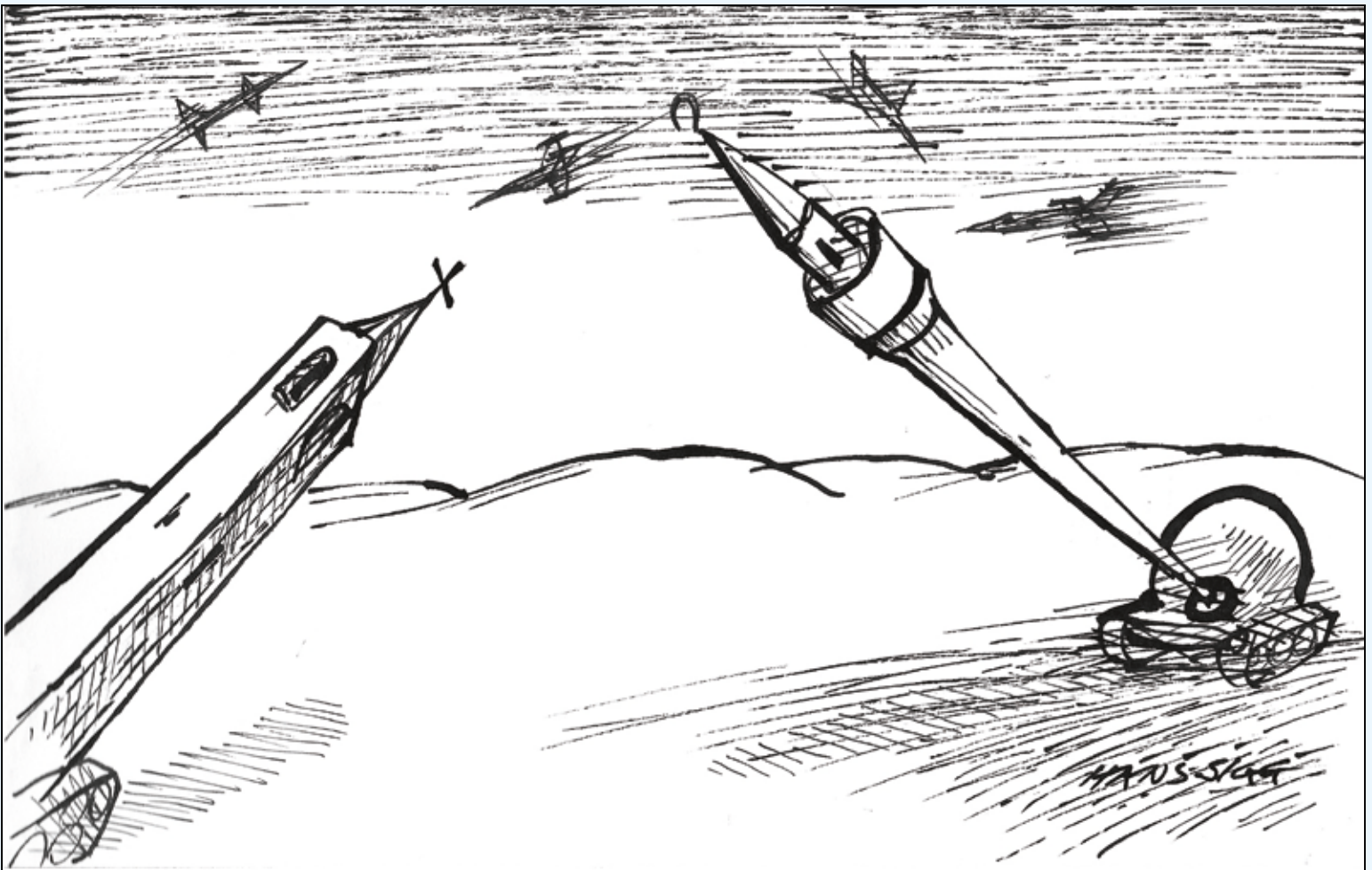
Gravierender noch sind die internen Probleme, die zum jetzigen Zeitpunkt gegen eine Unabhängigkeit sprechen. Barzani gehe es, so werfen ihm seine internen Kritiker vor, gar nicht um die Unabhängigkeit der Kurden. Er wolle vielmehr seine Macht sichern und seinen Einfluss bei der Zentralregierung in Bagdad erhöhen.

Kurz, der von Barzani vorangetriebenen Abstimmung fehlt derzeit die Legitimation. Die Autonome Region ist zwar seit 1991 de facto unabhängig von Bagdad. Aber das kurdische Parlament hat die Verfassung nie abgesegnet. Zudem ist das Parlament seit zwei Jahren nicht mehr zusammengetreten. Und vor allem: Die Amtszeit Barzanis ist vor zwei Jahren abgelaufen, ohne dass er sich einer Wiederwahl gestellt hätte.

Pierre Heumann



«Die beste Werbung für unsere Waffenexportfirma ist die Familie grosser zufriedener Kunden.»



Kleines Welttheater

Von Peter Hartmann

Hans Sigg (1929–2017) — Er erzählte, die *Weltwoche* habe ihn damals, 1997, mittels eines Anrufs der Sekretärin entlassen, und das mag wahr gewesen sein, denn die Zeitung, für die er seit 1983 den Cartoon auf der Frontseite gezeichnet hatte, schlingerte in fatalen personellen Wechselstürbungen. Hans Sigg hatte mit seinem holzschnittartigen Strich den Besserwisserstammtisch als kleines Welttheater erfunden, das dem Land den Spiegel vorhielt mit einem Ensemble schweizerischer Archetypen, dem maulenden Búezer, dem arroganten Offizier, dem stumpenrauchenden *Gmeindsmuni* und der Bierhumpen schleppenden Serviertochter-Domina. Er war Mitte der sechziger Jahre bei der Illustrierten *sie und er* scheu, fast wortlos mit einer grossen Mappe aufgetaucht und zeichnete bald ganze Humorseiten. Allmählich blätterte er auch seine privaten Facetten auf: eine Lehre als Theatermaler in Zürich abgebrochen, vor dem tyrannischen Vater ins brodelnde Bohème-Paris geflüchtet mit seinem Akkordeon, Bettel-



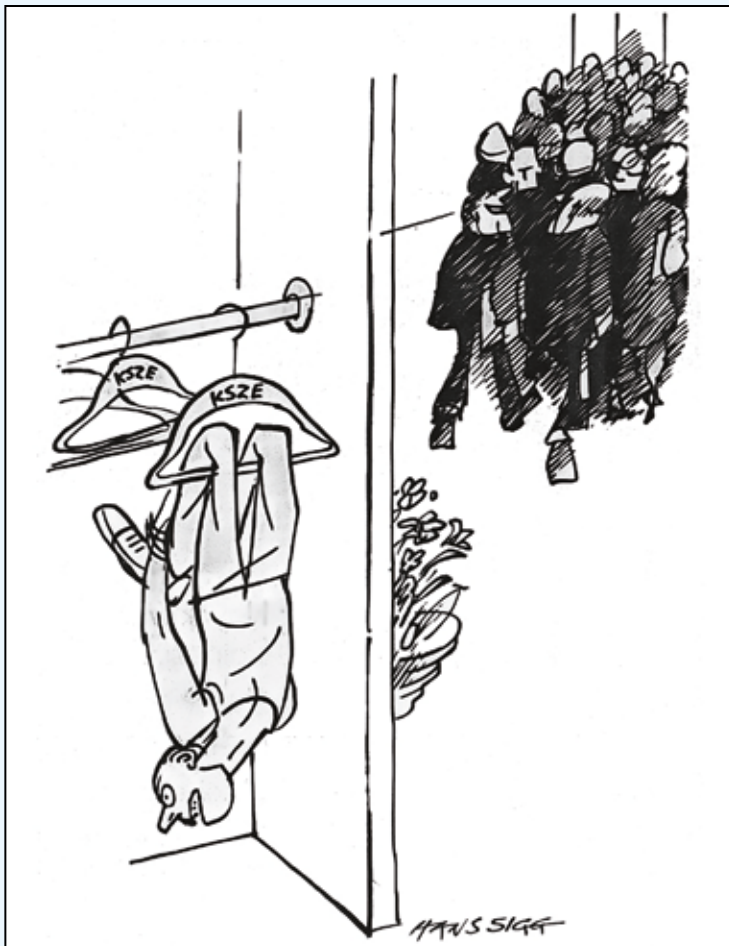
Melancholischer Charmeur: Cartoonist Sigg.

jobs als Strassenmusiker und in Bars – und der Traum, vielleicht eines Tages von der Kunst, vom Malen, leben zu können wie seine Zürcher Bildhauerfreunde Otto Müller und Trudi De-

mut. Doch es verschlug den Kosmopoliten ins Tessin, der Vater hatte ihm ein Häuschen hinterlassen in Vernate, einem romantischen Hochsitz über dem Luganersee. Der melancholische Charmeur und Frauenliebhaber heiratete die schöne Tessinerin Francesca. Sigg fuhr fanatisch Velo, die erschöpfenden Radtouren hielten ihn im Gleichgewicht, denn als Satiriker war er, im Sinne

Als Satiriker war er, im Sinne Tucholskys, ein «gekränkter Idealist» im Dauerzustand.

Tucholskys, ein «gekränkter Idealist» im Dauerzustand. Der Zusammenbruch des Kommunismus liess ihn fassungslos zynisch zurück. Sigg malte ein Leben lang, zeigte seine geheimnisvollen Bilder aber nur wenigen Eingeweihten. Den trinkfesten Dottore porträtierte er mit Gläsern statt Kerzen auf der Geburtstagstorte. Hans Sigg brachte die Leute zum Lachen und zum Nachdenken. Eine wunderbare Lebensleistung. Nun ist Hans Sigg 88-jährig gestorben.



«Ende einer Menschenrechtskonferenz.»



Der König des Unterengadins

Not Vital hat es als Künstler und Weltenbummler zu einem Vermögen gebracht. Kürzlich hat er das prächtige Schloss Tarasp erworben. Mit seinem Bruder Duri, einem Architekten, prägt er das Engadin wie niemand sonst. Jetzt soll seine Kunst endlich auch in der Schweiz bekannt werden. *Von Rico Bandle*

Was machen, wenn die Unterländer den Berglern per Initiative den Zweitwohnungsbau verbieten wollen? Ganz einfach: ein Haus bauen, das per Knopfdruck im Erdboden versinkt und unsichtbar wird. Was für die meisten Leute eine Spinnerei ist, höchstens geeignet für einen Science-Fiction-Film, lässt Not Vital Realität werden. Es hat etwas Magisches, wenn sich in seinem Skulpturenpark in Sent ein Stück Rasen hebt und ein kleines, aber doch vollständiges Haus langsam nach oben fährt. «Besonders schön ist es, wenn es frisch geschneit hat», sagt Mario Riatsch, Neffe und Angestellter von Not Vital. Der ehemalige Förster steht seinem Onkel beim Bau von dessen Installationen im Unterengadin zur Seite. Vor allem aber ist Riatsch neuerdings Schlosswart. Denn seit einem Jahr ist Not Vital nicht mehr bloss Künstler, sondern auch Besitzer eines der prächtigsten Schlösser der Schweiz.

Letztes Jahr konnte Vital das Schloss Tarasp unweit seines Heimatdorfes Sent für 7,9 Millionen Franken erwerben. Es ist das Prunkstück seiner weltweiten Besitztümer, die – im Verbund – eine wundervolle Fantasiewelt ergäben: In Patagonien besitzt er eine Insel, durch die er einen Tunnel gesprengt hat; in Peking ein spektakuläres Atelierhaus; im westafrikanischen Land Niger eine ganze Anzahl selbstentworfenen Häuser, darunter einen Turm, der einzig dazu dient, den Sonnenuntergang zu beobachten. Dieser Turm ist Teil eines weltumspannenden Kunstprojekts: Auf jedem Kontinent will er ein solches «House to Watch the Sunset» bauen. Oder er hat es bereits gebaut. Soeben erhielt er nach langer Verzögerung die Baugenehmigung für einen solchen Sonnenuntergangsturm im zehn Hektaren grossen Schlosspark Tarasp.

In der Schweiz so etwas zu errichten, ist ungleich schwerer als an den meisten Orten der Welt, wo man einfach drauflosbauen kann. Hier braucht es für alles eine Genehmigung, unzählige Vorschriften müssen beachtet werden. Die Treppen am Turm haben kein Geländer – das gehe nicht, fanden die Herren von der Baubehörde. Nun kann Vital trotzdem ohne Geländer bauen, dafür muss er das ganze Konstrukt einzäunen, damit nicht jeder einfach so raufsteigen kann.

Das Dorf der Vitals

Fährt man mit dem Zug von Zernez durchs Unterengadin, so erhebt sich kurz vor Scuol auf der rechten Seite majestätisch das tausend Jahre

alte Schloss Tarasp. Keine Frage mehr, wer in dieser Region der König ist. Erst recht nicht, wenn man mit dem Postauto weiterfährt nach Sent, Vitals Heimatdorf. Beim Dorfeingang befindet sich der 23 000 Quadratmeter grosse Skulpturenpark, ein wunderbarer Spielplatz für Erwachsene mit Eselsbrücke, wasserspeie-dem Kamel, versenkbarem Haus, schwebender Bühne und vielem mehr. Beim Dorfausgang steht Not Vitals bunkerartiges Atelierhaus aus Spritzbeton. Das grosse, weisse Haus gleich nebenan gehört Duri Vital, dem neun Jahre jüngeren Bruder des Künstlers. Duri stand Not in dessen Anfangszeit als Künstler zehn Jahre lang als Assistent zur Seite, begleitete ihn auf seinen Reisen rund um die Welt. Jetzt ist er Architekt, renoviert alte Engadinerhäuser mit Materialien aus der Region, kombiniert mit modernen Elementen. Er bietet den vermögenden Städtern



Prunkstück: Schloss Tarasp.

im boomenden Engadin genau das, was sie in den Bergen suchen: alpine Authentizität ohne jeglichen Komfortverzicht. Wer sich ein Bild machen möchte, wie stilvoll er die alten Häuser neu herrichtet, dem sei ein Besuch der wunderschönen «Pensiun Aldier» im Dorfzentrum von Sent empfohlen, wo auch das Giacometti-Museum beheimatet ist.

Unter dem Landstück mit dem Atelier hat Not Vital eine neue, unterirdische Lagerhalle für seine Skulpturen gebaut. Zurzeit stehen viele Kisten aus China herum, gefüllt mit Keramik, die der Künstler eigens für das Schloss gestaltet hat.

Für einen Fremden ist es schwer, zu ergründen, was die Einheimischen über die Dominanz der Gebrüder Vital denken. Not Vital ist nur etwa drei Monate pro Jahr im Tal, dann kurvt er jeweils mit Strohhut in seinem Bentley elegant durch die Dörfer. Mit Vitals teils etwas skurrilen Skulpturen, so merkt man rasch, können die wenigsten hier etwas anfangen.

Zweifellos hat er aber viel für die Region getan. In den letzten Monaten hat er bereits über eine Million Franken in Renovation und Unterhalt des Schlosses investiert, davon profitiert das örtliche Gewerbe. Zurzeit wird gerade die Heizungsanlage von Grund auf erneuert. Dass er das Schloss für die Öffentlichkeit zugänglich macht, wird ihm hoch angerechnet – und von der Gemeinde mit 200 000 Franken pro Jahr vergütet. In Ardez, einem Nachbardorf, hat Not Vital in einem von seinem Bruder wunderbar renovierten Herrschaftshaus seine Stiftung mit eigener Sammlung mit Tausenden rätomanischen Schriften untergebracht.

Für den Tourismus, für das lokale Gewerbe und für die romanische Sprach- und Baukultur sind die Gebrüder Vital unverzichtbar geworden.

Woher kommt das Geld?

Die Geschichte der Familie Vital im Engadin reicht 700 Jahre zurück. Not und Duris Eltern waren in der fünften Generation Holzhändler und Sägereibesitzer. Dass viele Bewohner das Tal verlassen, in die weite Welt reisen, um irgendwann wieder zurückzukehren, das hat hier Tradition. Einst verdienten viele Engadiner ihr Geld als Zuckerbäcker in Italien. Not Vital erzählt gerne, er habe schon mit fünf Jahren gewusst, dass auch er einmal aus der kargen Region wegfahren werde. Er, der hyperaktive Junge, sei oft dermassen in seine Gedankenwelt versunken gewesen, dass er die Leute auf der Strasse versehentlich nicht gegrüsst habe. Das hat man ihm übelgenommen. Es war dann der Kunsthistoriker und Berner Museumsdirektor Max Huggler, der dem Jungen die Augen für die Kunstwelt geöffnet hat. Huggler lud Vital in seine Ferienwohnung in Sent ein, da hingen Bilder von Klee, Kirchner, Schwitters und Mondrian – für Not eine Offenbarung.

Mit zwanzig zog er nach Paris, besuchte eine Kunstschule, just zu der Zeit, als die 68er gegen das Establishment aufbegehrten. 1971 ging es weiter nach Rom, wo er einen Strassenzirkus betrieb. 1974 nach New York. In der US-Metropole zog er mit späteren Weltkünstlern wie Willem de Kooning, Jean-Michel Basquiat und Julian Schnabel durch die Strassen. Auch den Überflieger der Szene, Andy Warhol, lernte er kennen. Werke dieser Künstler begegnen einem nun auch im Schloss Tarasp. Vital fand zunehmend seine eigene Bildsprache: wenig Farben, dafür umso mehr Grautöne, geprägt von der archaischen Engadiner Bergwelt. >>>



2500 Dollar für einen Kuhfladen: Künstler Not Vital an der Orgel im Schloss.



Made in China? Zungenskulptur.

In den achtziger Jahren nahm der Markt für zeitgenössische Kunst Fahrt auf. Vital war zur richtigen Zeit am richtigen Ort – bis heute surft er gekonnt auf dem nicht enden wollenden Boom in diesem exklusiven Segment.

Es ist erstaunlich, welches Vermögen dieser Künstler über die Jahrzehnte anhäufen konnte – und er hierzulande trotzdem weitgehend unter dem Radar der Öffentlichkeit geblieben ist. Im letzten *Bilanz*-Ranking der fünfzig wichtigsten Schweizer Künstler kommt Not Vital gar nicht vor, trotz seiner weltweiten Präsenz. Die kommende Werkpräsentation in Chur ist für den 69 Jahre alten Plastiker die erste grosse Museumsausstellung hierzulande.

Durch Mark und Bein

Der Luzerner Galerist Urs Meile kennt Not Vital seit vielen Jahren. Die chinesische Filiale seiner Galerie steht in der derselben Strasse wie Vitals Pekinger Atelier. Meile sagt, dass Vital bei Sammlern weltweit sehr begehrt sei. Vor allem seine Skulpturen aus Edelstahl (zum Beispiel die Kalbszungen), die Marmorlandschaften oder die Enten aus Gold verkauften sich gut.

In den Datenbanken zu den Kunstauktionsergebnissen finden sich nur wenige Werke Vitals, und erst noch zu eher moderaten Preisen. Der Grund: Vital entzieht sich so weit wie möglich dem Auktionszirkus. Aussergewöhnlich ist auch, dass er sich nicht, wie heute üblich, von einer einzigen Galerie vertreten lässt, sondern von mehreren. So sind seine Werke auch in kleineren Galerien in Chur erhältlich. Die preisliche Bandbreite reicht gemäss Urs Meile von 2500 Dollar für einen kleinen Kuhfladen bis 800 000 Dollar für eine mehrere Meter hohe Skulptur.



Wie in einem Science-Fiction-Film: versenkbares Haus im Skulpturenpark in Sent.

Not Vital darf man sich nicht als einen einsamen Schaffer vorstellen, sondern eher als global tätigen Unternehmer. Rund fünfzig Mitarbeiter fabrizieren weltweit seine Werke. Mario Riatsch erzählt, wie Vital einmal auf eine Ulme gewiesen habe, die er als Vorbild für eine Skulptur verwenden wollte: «Ich habe sie ge-



Unverzichtbar fürs Engadin: mit Bruder Duri (l.).

fällt, sorgfältig in Stücke geschnitten. Die Teile gingen nach Mailand, wo man den Baum wieder zusammengesetzt hat.» Man habe einen Gipsabdruck davon gemacht, sodann den Baum in Bronze gegossen. Ein Exemplar der Bronze-Ulme steht nun am Schlosseingang.

Das meiste wird aber in China produziert, insbesondere die Skulpturen aus Edelstahl. Der Ausstoss ist beträchtlich, der hungrige Markt will stets beliefert sein. So kommt das nötige Geld zusammen, um grössere Ideen zu realisieren, die nicht kommerziell verwertbar sind. Zum Beispiel in Agadez, Niger, bei den Tuareg. Dort hat Vital eine pyramidenförmige Koranschule gebaut und einige andere skulpturale Gebäude, darunter den Turm, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Ähnliche Projekte hat Vital in Lucca (Italien), in Rio de

Janeiro, im Amazonasgebiet, im chilenischen Teil Patagoniens, in Indonesien und zuletzt auch auf den Philippinen umgesetzt. Oder eben: um das Schloss Tarasp zu kaufen. Die 7,9 Millionen Franken hat er nicht zur Gänze selber aufgebracht, etwa die Hälfte kommt von einer französischen Bank – keine schweizerische habe ihm einen Kredit gewähren wollen, wie er einmal erzählt hat.

Vital wohnt mittlerweile auch im Schloss. Seine Privaträume unterscheiden sich kaum vom Museumstrakt. Mehrere kleine Zimmer hat er mit zeitgenössischer Kunst ausgeschmückt, sein Bett stammt aus dem 16. Jahrhundert. Um 1900 war das Schloss bloss noch eine Ruine, bis Karl August Lingner, Erfinder des Mundwassers Odol, es kaufte und für Dutzende Millionen Franken aufmöbelte – im wahrsten Sinne des Wortes. Er erwarb in ganz Europa historische Zimmer und Möbel und fügte sie ins renovierte Schloss ein. Prunkstück ist eine Orgel mit 2700 Pfeifen auf drei Stockwerken – bis heute die grösste Privatorgel Europas. Die riesige Orgel in dem kleinen Saal zu hören, ist ein überwältigendes Erlebnis: Die Schwingungen erfassen den ganzen Körper, gehen durch Mark und Bein, ein unbeschreibliches Gefühl. Auch ein Glockenspiel ist in die Orgel integriert. Not Vital spiele selber oft auf dem Instrument, wenn er im Tal sei, sagt Mario Riatsch.

Getrocknetes Kamel

Erstaunlich ist, wie gut sich Vitals private Kunstsammlung – darunter Werke von Jacques Lipchitz, Daniel Spoerri, Gerhard Richter – in das mittelalterliche Umfeld einfügt. Einen langen Flur hat Vital mit Arvenholz verkleidet, darein hat er kleine Löcher gebohrt und mit



Global: Sonnenuntergangs-Turm in Niger.

Lämpchen versehen, «Arvengang mit Sternenhimmel» heisst die angenehm duftende Installation. Von seinen eigenen Werken fällt auch eines namens «Camel» auf: sechzehn Metallkugeln, gefüllt mit getrockneten Körperteilen eines von ihm geschlachteten Kamels. Überhaupt



Ein Flair für Tiere: Eselsbrücke in Sent.

spielen Tiere eine grosse Rolle in seinem Werk, vor allem Schafe und Kamele.

Nur das Engadin und Kloten

Not Vital ist ein Weltenbummler, der immer wieder in die Heimat zurückkehrt. Peking sei

heute für Künstler so dynamisch wie New York in den achtziger Jahren, sagt er. Der bekannteste chinesische Künstler, Ai Weiwei, war, bevor er ins Exil musste, sein Nachbar in Peking. Sosehr Vital die Welt liebt, so sehr liebt er das Unterengadin. Man sehe die Heimat besser, wenn man viel unterwegs sei, sagte er einmal in einem Interview mit Radio SRF. Das Rätoromanische, seine Muttersprache, sei für ihn zentral, obschon er es im Rahmen seiner Kommunikation höchstens noch zu fünfzehn Prozent verwende.

Im Ausland ist der Künstler um einiges bekannter als in der Schweiz. Die Chancen stehen gut, dass sich dies mit der Ausstellung in Chur nun ändert. Wobei ihm dieser Aspekt wohl egal ist. Heimat, das ist für ihn ausdrücklich sein Tal, nicht sein Land. Oder wie es dieser moderne Nomade einmal sagte: «Von der Schweiz kenne ich nur das Engadin und Kloten.»

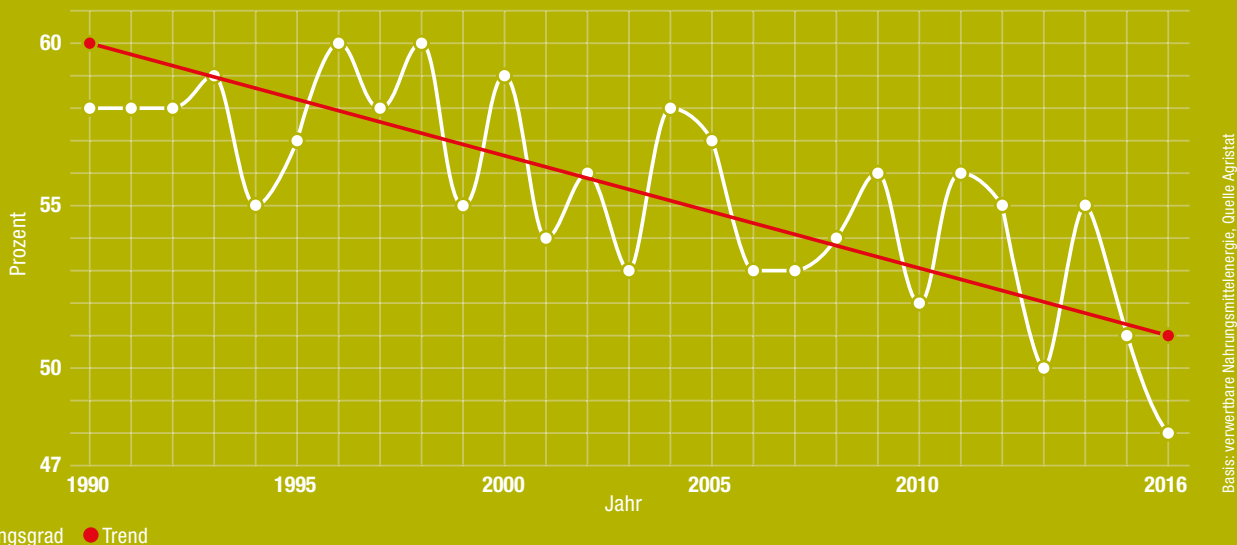
Not Vital: Univers privat. Bündner Kunstmuseum Chur, 9. September bis 19. November

Das Schloss Tarasp kann ausschliesslich im Rahmen einer Führung besucht werden (www.schloss-tarasp.ch), ebenso der Skulpturenpark «Not dal Mot» in Sent (www.sent-online.ch).

Gemäss neusten Erhebungen sinkt der Netto-Selbstversorgungsgrad

2016 erstmals unter 50 Prozent!

Die Verankerung der Ernährungssicherheit in der Verfassung hilft mit, diesen Trend zu stoppen.



ernaehrungssicherheit.ch

Komitee Ernährungssicherheit
c/o Schweizer Bauernverband, Laurstrasse, 10, 5201 Brugg

Ernährungssicherheit in
der Verfassung verankern



JA am 24. September 2017



Die Bibel

Homo oeconomicus

Von Peter Ruch

Als der Apostel Paulus in der Weltstadt Ephesus den Christusglauben verkündigte, wurden der Goldschmied Demetrius und seine ganze Zunft nervös. Sie produzierten nämlich Kultgegenstände und Götzenbilder. *Männer, von diesem Gewerbe kommt unser Wohlstand [...] Ihr seht, dass dieser Paulus viele Leute überredet [...] was von Menschenhand gemacht sei, seien keine Götter [...] Gross ist die Artemis der Epheser!* (Apostelgeschichte 19, 25–28).

Die Bibel verurteilt diese Haltung nicht. Sie erzählt sie bloss, um zu zeigen, dass der Mensch ein Homo oeconomicus ist. Religion und Ethik werden oftmals vorgeschoben, wo wirtschaftliche Interessen den Ausschlag geben. Dem sollte man stets – auch bei sich selbst – Beachtung schenken. Beispielsweise fällt auf, dass Parteien, die bei Beamten und Sozialarbeitern beliebt sind, sich auf die Seite der Flüchtlinge schlagen und diese auch gerne mit sonstigen Migranten vermengen. Viele dieser Wähler und Politiker verdanken dem Migrationsbetrieb Einkommen und Wohlstand. Andere Beispiele sind unauffälliger: Wenn die Ärzte die Medikamente, die sie verschreiben, gleich noch verkaufen, könnte der Homo oeconomicus über den Medicus obsiegen. Der Patient fragt meistens nicht zurück, weil ja die Krankenkasse bezahlt. Ganz abgesehen davon, dass auch die beste Ärztin keine Pharmakologin ist.

Ein krasser Fall war der Abgas-Skandal in Niedersachsen. Der Staat hätte VW kontrollieren müssen. Mit 20 Prozent Konzernbeteiligung – immerhin jährlich rund 120 Millionen Euro Dividende – und Einsitz zweier SPD-Minister im Verwaltungsrat schaute der Sozialstaat Niedersachsen lieber weg. Der Betrug wurde schliesslich in Kalifornien aufgedeckt. Hätte man die Kontrollen privatisiert, wäre wohl längst eine Automobilzeitschrift dahintergekommen und hätte ihre Auflage gesteigert. Ökonomische Interessen müssen widerstrebend sein. Dafür sorgt der freie Markt. In der Verquickung von Staat und Wirtschaft keimt die Korruption. Weil der Mensch meistens ökonomisch tickt. Bibelleser wissen das schon lange.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Kunstgeschichte

Die Musen der Frauen

Viele Künstler hielten sich Musen – junge Frauen, die sie inspirierten, die ihnen für ihre sexuellen Gelüste zur Verfügung standen. Wie steht es mit den grossen Künstlerinnen? Deren Musen sind ganz anders, ihre Geschichten sind aber ebenso spektakulär. Von Dagmar Just

Drei oder vier Musen berühmter Männer kennt jeder. Aber auch drei oder vier Musen berühmter Frauen? Gibt es die überhaupt? Nein, würde der spanische Kunstmillionär Salvador Dalí antworten. Weil das Talent zum Malen in den Hoden sitze, könnten Frauen nicht malen, soll er der Muse seiner späten Jahre, Amanda Lear, erklärt haben. Folglich brauchen sie auch keine Musen. Und wer sollte das auch sein? Männer wohl kaum, da ja schon die Grammatik sagt, dass die Muse wie die Krankenschwester exklusiv weiblich ist. Genau wie ihre Geschichte. Die ersten neun zeugte Zeus noch persönlich mit der Göttin der Erinnerung Mnemosyne: Nymphen, die er damit beauftragte, Künstlern und Wissenschaftlern göttliche Ideen einzuhauchen. Im Mittelalter wurden daraus Frauen aus Fleisch und Blut, Dantes Kindheitsschwarm Bice Portinari etwa – sie soll die Beatrice in seiner «Göttlichen Komödie» inspiriert haben. Im 18. Jahrhundert dann plötzlich ein Musen-Boom: überall Musenhöfe mit Musen-

söhnen, die Musenküsse in Musentempeln zählen und Musenrösser in Musenhainen zähmen oder die «Muse der Revolution» beschwören. Im 19. Jahrhundert erobern sie dann die Forschung und Lexika. Keine Biografie mehr über Mozart oder Rembrandt ohne Stanzerl oder Saskia. In jedem Buch über den frühen Goethe ein paar Seiten über Friederike Brion, Charlotte Buff, Lili Schönemann. Und egal, wer über den späten Heine spricht, an der berühmten Mouche kommt er nicht vorbei, seiner letzten Liebe. Als schöne Scharnierwesen zwischen Kunst und Künstler werden sie feste Grössen im Kulturbetrieb. Und ab dem 20. Jahrhundert sind sie Kult. Bevölkern als Heldinnen Opern- und Theaterbühnen, Film und Fiction. Ihre Memoiren werden Bestseller, ihre Namen Kanon, ihr Leben und Leiden an der Seite der grossen Männer Allgemeinbildung. Einsamer Höhepunkt: 1932 schmückt die New Yorker Columbia-Universität ihre Feiern zum 100. Geburtstag von Lewis Carroll mit der Verleihung eines

Ehrendoktors an Alice Liddell «für ihre Verdienste um die Literatur», weil sie ihn sieben Jahre vorher, als Zehnjährige, dazu gebracht hatte, «Alice im Wunderland» für sie zu erfinden und aufzuschreiben.

Der weisse Fleck

Trotz Dalís Hoden-der-Kunst-These gibt es eine ganze Reihe geschäftlich höchst erfolgreicher Malerinnen: Angelika Kauffmann (1741–1807) zum Beispiel, Frida Kahlo (1907–54) oder Bridget Riley (1931). Nur dass ihre Biografien meist wie die von Musen erzählt werden: reich an Details über ihre Leiden, aber voller Lücken in Bezug auf ihre Arbeit. Welche Freunde ermutigten sie, welche Drogen nahmen sie, welche Musen liebten sie? Denn wenn Genies wie Picasso oder Brecht Musen brauchten, um ihre Produktivität anzukurbeln, ist es wenig wahrscheinlich, dass Genies wie Coco Chanel (1883–1971) oder Leni Riefenstahl (1902–2003) ohne sie auskamen und mit ihrer Kunst trotzdem Mode-

imperien gegründet und Bildsprachen revolutioniert haben. In ihrem 2004 erschienenen Sachbuch «Das Leben der Musen» moniert Francine Prose dies immerhin als weissen Fleck und schlägt vor, Denys Finch Hatton als *role model* für männliche Musen zu betrachten. Das war



«Ich sehe nur Sie»: Marguerite Duras, Yann Lemée.

dieser Gentleman-Elfenbeinjäger aus Tania Blixens autobiografischem Roman «Out of Africa», den die Ich-Erzählerin mit immer neuen Geschichten unterhält, halb *tough guy*, halb Therapeut, in der Verfilmung von Robert Redford gespielt. Von den realen Musen realer Künstlerinnen dürfte er allerdings so weit entfernt sein wie die Trauben des Zeuxis von echten Weintrauben. Denn nicht sein spaziergängerhaftes Mal-bei-ihr-Vorbeischauchen ist die Formel, die einem spontan einfällt, wenn man sich den Alltag einer solchen Muse vorstellt, sondern «Die Schöne und das Biest». Sie: hübsch, naiv, willfährig, gern auch minderjährig; er: das Biest, der Macho, stark, kreativ, herrschsüchtig. Die Rollen liegen fest wie Schienen im Gleisbett: «Sie sind schön,



Rauschpartner: Tänzer Sebastian Droste und Anita Berber.

Mademoiselle, ich will Sie malen, ich bin Picasso, wir werden Grosses zusammen erreichen.» Damit soll Picasso, 45, Marie-Thérèse Walter, 17, in einem Kaufhaus angebaggert und sofort überzeugt haben. «Eine Frau ist Picasso gegenüber machtlos», gesteht sie später, wird sein Modell, seine Geliebte; der Stoff, aus dem er Funken schlägt. Dafür ist sie zu jedem Opfer bereit: Erst vergewaltigte er die Frau, dann arbeitete er. «Das war bei allen Frauen so, nicht nur bei mir» (M.-T. Walter). Die Hingabe der Muse inspiriert Meisterwerke. «Le rêve» zum Beispiel, «Der Traum»: Auf dem Bild sitzt die 22-Jährige, den Kopf leicht nach rechts geneigt, auf einem roten Stuhl und träumt von einem Penis, der sich um ihre linke Wange wie eine

Boa um die Schulter legt. Heute eines der teuersten Gemälde der Welt. Damals verrauchte Picassos Liebe nur wenige Jahre später, und er tauschte Marie-Thérèse gegen Dora aus, und dann Dora gegen Jacqueline und Françoise ... «Jedes Mal, wenn ich eine neue Frau habe, sollte ich die alte verbrennen ... Vielleicht gäbe mir das ... meine Jugend zurück. Töte die Frau, und du hast die Vergangenheit, die sie verkörpert, ausgelöscht.» Picasso starb mit 91 – friedlich. Marie-Thérèse aber erhängte sich, Jacqueline erschoss sich. Die Kunstgeschichte hat uns daran gewöhnt, solche Opfer von Genie-Musen als Kollateralschäden grosser Kunst hinzunehmen. Aber bei Männern? Ein Mann wie Denys Finch Hatton als «Göttin und Fussabtreter»

(Picasso) einer Künstlerin? Ihr «edler Sklave in stummer Anbetung» (Arno Schmidt)? Der Schöne und das Biest?

Der Romantiker

Sein Name? Yann Lemée. Geboren 1952. Die Generation von Frankreichs neuer First Lady. Doch ist er schon 28, als er zur Muse wird, und nicht 15 wie Emmanuel Macron, und sie ist auch nicht seine Lehrerin, sondern Marguerite Duras, Frankreichs magischste und schockierendste Schriftstellerin – und 38 Jahre älter. Kindheit im Dschungel, Studium in Paris, zwei Ehen, ein Sohn, zig Affären und über achtzig Bücher: Romane, Theaterstücke, Filme. Ihr Schreiben kreist obsessiv um ein Thema: Lust. Das Begehren der Körper, inklusive Mord, Wahnsinn, Inzest. Ihr Stil – eine hypnotische Mischung aus Pornografie, Prophetie und Poesie; böse Zungen sprechen von «Durassic Parc», ihre Gemeinde von «Durasien». Aber anders als in der Geschichte von Picasso und Marie-Thérèse macht hier er den Anfang. Schreibt ihr Leserbriefe, fünf Jahre lang. Als sie endlich antwortet, beginnt eine Beziehung, die so unberechenbar und verrückt ist wie der Flug im Heissluftballon der Brüder Montgolfier. Der junge Schwule und die alternde Autorin leben zusammen und teilen alles – er als ihr Sekretär, Fahrer, Trinkkumpan, Krankenpfleger, seelischer Blitzableiter. Nur eines teilt er nicht mit ihr: Sex. «Sie sind schwul, und wir lieben uns. Da kann man nichts machen», schreibt sie ihm. Darauf er: «Ich sehe nur Sie [...] Alles gehört Ihnen, die Worte und ich [...] Ich liebe Sie.» Das ist die Muse und ihre unmögliche Liebe, die das fantastische Spätwerk der Duras inspiriert: vierzehn Bücher und drei Filme, darunter Weltbestseller wie «Der Liebhaber» und Meisterwerke wie «Die Krankheit Tod». Nach sechzehn Jahren stirbt sie, entkräftet und erschöpft. Sie ist 82. Er lebt noch eine Weile. Kurz nach ihrem 100. Geburtstag folgt er ihr. Der einzige Mann, der sein Leben als Muse einer Frau dokumentiert hat und in seinen eigenen Büchern als Glück feiert.

Ganz anders der Mann, der für ein paar Monate Muse einer Künstlerin war, die Karl Lagerfeld als gewagteste Frau ihrer Zeit bezeichnete.

Der Dieb

Sebastian Droste ist 30, Anita Berber 23, als sie sich im Spielkasino im Berlin des Frühsommers 1922 begegnen. Er ist hochambitioniert, aber immer noch auf dem Sprung zur grossen Karriere: ein paar Gedichte in einer Zeitschrift, eine Choreografie namens «Opiumrausch» für ein Mädchenballett, eine Szene als halbnackter Tänzer im UFA-Science-Fiction-Film «Algol», mehr ist nicht belegt. Dagegen sie: auf dem Gipfel ihrer Film-, Nackttanz-, Sex- und Drogenkarriere. Dazu Model und Trendsetterin im Herrenanzug auf dem Ku'damm. Der Tabubruch ist ihr Lebenselixier, sie seine Priesterin – eine frühe Marina Abramovic oder Nina

Hagen. Ein Problem aber hat auch sie: «Ich habe das mit den Mädchen lange einstudiert: Wir tanzen den Tod, die Krankheit, die Schwangerschaft, das Sterben, und kein Mensch nimmt uns ernst. Sie glotzen nur auf unsere Schleier, ob sie nicht darunter etwas sehen können, die Schweine.» Das ist seine Chance, und so kommt im November 1922 ihr erster gemeinsamer Abend in Wien, im Konzerthaus, auf die Bühne: «Die Tänze des Lasters, des Grauens und der Ekstase» – eine provokante Mischung aus Hochkultur und Tingeltangel: moderner Tanz und nackte Erotik, pantomimische Endzeitvision, Lyrik und Beethoven. Die Presse schäumt, das Publikum steht Schlang. Es wird ihr grösster Erfolg, von einer genialen Vermarktungskampagne mit Nacktfotos in *Vanity Fair*, einem Dokumentarfilm und einem Künstlerbuch zum Abend noch extra befeuert. Anfang 1923 sind sie womöglich sogar ein paar Wochen lang verheiratet. Doch dann macht er sich plötzlich mit ihrem Schmuck aus dem Staub und versucht mit ihrem Geld, in der Kunstszene von New York eine Solokarriere zu landen. Nach drei Jahren kehrt er jedoch krank und drogensüchtig in sein Hamburger Elternhaus zurück und stirbt. Nie sagt er oder jemand anders, dass er ihre Muse gewesen war. Und doch spricht alles dafür, dass er genau diese Rolle für «Die Tänze des Lasters» innehatte; dass er ihr Stichwortgeber, Tanz- und Rauschpartner war, die Muse ihres grössten Triumphs – wie Marie-Thérèse für Picassos «Traum». Wie Ulay für das verrückte Scheidungsspektakel der serbischen Aktionskünstlerin Marina Abramovic, «The Great Wall Walk» (1988) auf der Chinesischen Mauer. Oder wie Vita Sackville-West für den grandiosen «Orlando»-Roman (1928) von Virginia Woolf. Allesamt Geburtshelfer von Kunstwerken, die eines Tages berühmt sein werden, genau wie sie selbst. Nur dass Sebastian Droste vielleicht nicht so lange warten wollte. Und er wollte auch nicht die Hebamme sein, sondern der Künstler selbst, der allein im Applaus an der Rampe steht, im Licht der Scheinwerfer und nicht im Schatten der berühmten Anita Berber als blosser Muse.

Unerreichbar bleiben

In diesem Fall hätte er es schon im Spielkasino wie Erika Mann (1905–1969) mit dem «Schweizerkind» halten sollen, der schönen, begabten Annemarie Schwarzenbach, die so gern ihre Gefährtin und Geliebte gewesen wäre. Abstand heisst das Zauberwort. Unerreichbar sein und bleiben. Gleichsam eine Fern-Muse, die ihre eigene Kunst betreibt und dennoch das Objekt der Begierde bleibt. So sehr, dass das «Schweizerkind» sich für seine Muse zu einer der politischsten Autorinnen umbaut, die die Schweiz je hatte: «Du weisst, mich kann nichts freuen, nichts stärken, nichts sicher machen, wenn es nicht E.s Zustimmung hat.» Wie ihr das gelang, das ist eine andere Geschichte.



Wie betäubt: ehemaliger SS-Obersturmbannführer Eichmann, 1961.

Geschichte

«Ich trank Schnaps, als sei es Wasser»

Adolf Eichmann organisierte die «Endlösung der Judenfrage». Seine Erinnerungen, die er kurz vor der Hinrichtung niederschrieb, hat ein junger Schweizer Historiker erstmals kommentiert herausgegeben. Von Peter Keller

Adolf Eichmann war der letzte zum Tod verurteilte NS-Täter. 1961 fand in Jerusalem der Prozess gegen den ehemaligen SS-Obersturmbannführer statt, der als einer der Hauptverantwortlichen für die «Endlösung der Judenfrage» gilt. Angeklagt wurde Eichmann in fünfzehn Punkten für während des nationalsozialistischen Regimes begangene Verbrechen. Eichmann plädierte «im Sinn der Anklage für nicht schuldig». Wenn nicht in juristischer Hinsicht, worin dann sah Eichmann seine Schuld? Der Titel der Autobiografie, «Götzen», die Eichmann zwischen 1960 und 1962 in Haft verfasste, deutet es an: im Glauben an die «Götter» (den NS-Führungsstab, von Eichmann bewunderte Autoritäten), die im Zuge des Holocaust zu falschen Göttern, zu Götzen, wurden, die Bewunderung und blinden Gehorsam nicht verdienten.

«Götzen» erschien bereits als unkommentierte Online-Version, nun liegt sie als wissenschaftliche Edition des jungen Schweizer Historikers Raphael Ben Nescher vor. Was das Buch auszeichnet, sind die ausführlichen und geduligen Fussnoten Neschers, die Eichmanns Ausführungen nur selten richtigstellen müssen. Was in neuem Licht erscheint: Eichmanns profundes Wissen der Abläufe und beruflichen Beziehungen im Dritten Reich. Der in Öster-

reich geborene Obersturmbannführer war tiefster Teil der NS-Maschinerie und nicht halbwissender Beistehender. Das Zusammenspiel von Fussnoten und Erinnerung – erstere kommentieren, ergänzen oder korrigieren – zerstört den Mythos der gutgeölten NS-Vernichtungsmaschinerie, die in Wahrheit chaotisch, kompliziert und umständlich funktionierte. Dazu war der Führungsstab zerfressen von Ambitionen, Eifersucht und Kleinlichkeit. Glaubt man Eichmann, trug das Auswärtige Amt unter Ribbentrop zudem mehr Verantwortung an der Vernichtung der Juden als angenommen.

«Götzen» beginnt im Stil traditioneller Autobiografien. Allerdings erfährt der Leser insgesamt wenig Persönliches, bis auf Eichmanns Vorliebe für Schunkelkneipen, Kuchenessen, mit Sekt vermischten Rotwein und Bergwanderungen. «Götzen» ist vor allem ein Gemisch aus technisch-bürokratischer Anleitung und Bekennerschreiben.

Mechanische Befehlsausübung

Eichmann schildert berufliche Etappen. Er beginnt als österreichischer, beim deutschen Militär ausgebildeter Exillegionär, arbeitet dann im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS als Fachmann für Judenfragen. Er nimmt die Aufgabe ernst, stellt bei Vorgesetzten den (abge-

lehnten) Antrag auf Bewilligung eines Hebräischkurses. Eichmann ist enttäuscht, bei der Arbeit zunehmend gelangweilt. 1935 beginnt seine Karriere als Deportateur – in Wien und Prag ist Eichmann Leiter der Auswanderungsstelle für Juden. Selbstgefällig oder naiv entwirft er das groteske Bild einer idyllischen Zusammenarbeit mit jüdischen Funktionären. Es sei, so Eichmann, seinem Eifer und Organisations-talent zu verdanken, dass die Juden Wien und Prag lebend verlassen konnten. 1939 bei Kriegs-anbruch wird er nach Berlin in die Reichszen-trale für jüdische Auswanderung unter Heinrich Himmler ins Referat IV B 4 versetzt.

Eichmann beschreibt Abtransporte von Wohnstätten hin zu Orten der Aussonderung und den anschliessenden Weitertransport in die Konzentrationslager. Permanent betont er die Gehorsampfligkeit des Angestellten gegen-über den Vorgesetzten und dem Staat. Das Buch ist versetzt mit unzähligen Variationen des Satzes: «Mir blieb in Anbetracht meines Dienstgrades nichts Anderes übrig als zu gehorchen». Nach der auf der Wannsee-Konferenz beschlossenen «Endlösung» – der Tötung der bis dato noch in Europa verbliebenen Juden – packt Eichmann klirrendes Entsetzen und innere Leere; er habe die Befehle fortan mecha-nisch und wie betäubt ausgeführt.

Alles andere als ein Antisemit

Erst die bürokratisch-fade Pedanterie der Nationalsozialisten habe die Judenvernichtung ermöglicht, schrieb die Philosophin Hannah Arendt und entwarf, um die unfassbaren Gräu-el rational fassbar zu machen, das Konzept der «Banalität des Bösen». Nationalsozialistischer Terror, so Arendt, wurde möglich, weil Funk-tionäre wie Eichmann Befehlen unkritisch und blind gehorchten und mit ergebener Genauig-keit ausführten. Eichmann, der fade Bürokrat – ein nur schwer auszuhaltender Gedanke angesichts der Leiden, die er schuf.

Beklemmend bei der Lektüre sind jene vagen Stellen, die um die getöteten Juden kreisen. Eichmann wohnte Deportationen und Tötun-gen bei, um im Reichssicherheitshauptamt von den Abläufen zu berichten. Beim Beobachten einer Massenhinrichtung heisst es: «Ich wollte das noch lebende Kind aus der Grube heraus-reissen, da zerschlug eine Kugel den Kopf. Mein Fahrer wischte mir kleine Gehirnstücke vom Ledermantel. Ich stieg in den Wagen. Ich trank Schnaps, als sei es Wasser. Ich musste trinken. Und ich dachte an meine eigenen Kinder...» Warum die Juden durch seine Zuarbeit sterben mussten, wo er doch, so betont Eichmann, alles andere als ein Antisemit gewesen sei, angehei-ratete jüdische Verwandte gar zum Gruss auf die Wange küsste, beantwortet er sich stets selbst: Es war ein Befehl.

Götzen. Die Autobiografie von Adolf Eichmann. Kommentiert und herausgegeben von Raphael Ben Nescher. Metropol. 560 S., Fr. 48.40

Mathematik

Unwahrscheinlich wahrscheinlich

An einer Party finden sich fast immer zwei Leute, die am selben Tag geboren sind. Das ist erklärbar.

Von François Fricker

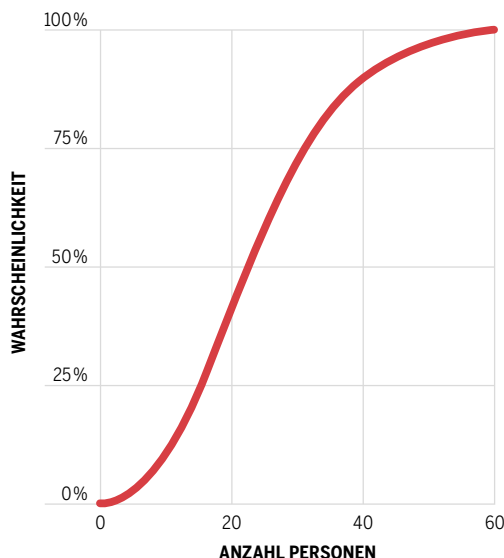
Wenn es um Wahrscheinlichkeiten geht, versagt bisweilen der gern gerühmte gesunde Menschenverstand. Oder hätten Sie etwa im Ernst geglaubt, dass bei einem Apéro mit bloss 23 Leuten bereits eine mehr als nur Fifty-fifty-Chance besteht, dass zwei der Anwesenden jeweils am selben Tag ein Jahr älter werden? Die Überprüfung ist simpel: Es mögen nur alle nacheinander ihren Geburts-tag verraten – und alsbald werden zwei iden-tische Aussagen zu hören sein. Aufgepasst: Es geht nicht darum, dass ein bestimmter Geburtstag (beispielsweise derjenige des Gastgebers) doppelt vorkommt, sondern um irgendeinen, nicht vorhersehbaren.

Dieses in der Fachsprache Geburtstagspara-doxon genannte Phänomen besagt, dass schon in einer Gesellschaft von 23 Personen mit einer Wahrscheinlichkeit von 50,73 Prozent zwei denselben Geburtstag haben. Verblüffender noch: Bei 40 respektive 60 Personen beläuft sich die besagte Wahrscheinlichkeit auf sage und schreibe 89 respektive 99 Prozent.

Wohlverstanden, «nur» 99 Prozent, also nicht gerundet 100 Prozent. Denn auf der sicheren Seite ist man natürlich erst, wenn zu 365 Personen noch eine dazukommt. Anderer-seits wäre es doch recht seltsam, wenn die erwartete Koinzidenz nicht schon vorher ein-treten würde.

Geburtstagsparadoxon

Wahrscheinlichkeit, dass zwei Personen am gleichen Tag Geburtstag haben



QUELLE: FRANÇOIS FRICKER

Bei 23 Personen besteht eine Fifty-fifty-Chance.

Dies wiederum hiesse ja – kaum zu glauben –, dass eine erste von 365 Personen am 1. Januar Geburtstag hätte, eine zweite am 2., eine dritte am 3. Januar und so weiter bis zu einer letzten Person, die dann am 31. Dezember Geburtstag feierte.

Damit ist das Stichwort dafür gegeben, wie sich die Paradoxie auflösen lässt: Es geht dar-um, dass die sogenannte Gegen-Wahrschein-lichkeit in Betracht gezogen wird, also um die Frage nach der Wahrscheinlichkeit, dass unter 23 Personen keine zwei am gleichen Tag Geburtstag haben.

Dazu gehe man wie beim oben genannten Spiel vor: Nachdem eine erste Person ihren Geburtstag genannt hat, bleiben in Bezug auf die Gegen-Wahrscheinlichkeit für die nächste nur noch 364 (365 minus 1) Tage übrig, dann dergleichen nur noch 363 et cetera bis nur noch 343 (365 minus 22). Die gesuchte Gegen-Wahr-scheinlichkeit ergibt sich jetzt durch Multi-plikation der einzelnen Wahrscheinlichkeiten

Es geht darum, dass die sogenannte Gegen-Wahrscheinlichkeit in Betracht gezogen wird.

364/365, 363/365... 343/365 zu 49,27 Prozent, was den eingangs erwähnten 100 Prozent minus 49,27 Prozent gleich 50,73 Prozent ent-spricht. Als Test nehme man die bislang 45 US-Präsidenten (Prognose: 93 Prozent). Das Ergebnis: James Polk (1795–1849) und Warren Harding (1865–1923) sind beide an einem 2. November geboren.

Das gleiche Paradoxon besteht natürlich auch für die Todestage der inzwischen verstor-benen 39 US-Staatsoberhäupter (Prognose: 88 Prozent). Die daraus resultierende Bilanz ist schier unglaublich. Millard Fillmore (1800–1874) und William Taft (1857–1930) sind beide an einem 8. März gestorben; Harry Truman (1884–1972) und Gerald Ford (1913–2006) sind mit dem 26. Dezember beide einen Tag nach Weihnachten gestorben; John Adams (1735–1826) und sein unmittelbarer Nachfolger als Präsident, Thomas Jefferson (1743–1826), sowie James Monroe (1758–1831) sind alle drei – Zufall oder nicht – am Independence Day (4. Juli) gestor-ben, also an ein und demselben Tag!, die ersten zwei sogar im gleichen Jahr (1826).

François Fricker ist emeritierter Mathematikprofessor.

«Ich komme auch an Zwanzigjährige ran»

Ein Gespräch mit Suzi Quatro, die so lange auftreten will, bis sie eines Tages in Lederhosen auf die Bühne stürmt – und kein Publikum mehr da ist.

Von Mark van Huisseling



«Ich muss nicht, ich will»: Sängerin Quatro, 2016 in Berlin.

Das Gespräch mit Suzi Quatro fand statt im «Parkhotel Altmühltal» im mittelfränkischen Gunzenhausen (Süddeutschland). Als ich das Vier-Sterne-Haus mit siebenminütiger Verspätung betrat – wegen einer Umleitung der Landstrasse –, lehnte die 67-jährige Musikerin bereits an der Réception; 1,52 Meter klein und allein, ohne Gefolge. Auf die Frage, ob sie schon mal am nahen Brombachsee, wo das Freiluft-Festival «Lieder am See» stattfindet, gespielt habe, antwortete sie: «Ich weiss es nicht, ich habe aufgehört, mich an Veranstaltungsorte zu erinnern – dafür bin ich zu lange unterwegs.» Sie trug kurze Jeanshosen und kurzgeschnittene Stirnfransen. An einer Kette um ihren Hals hing ein möglicherweise aus Elfenbein geschnitzter Totenkopf, an einem Finger der rechten Hand steckte ein dazu passender Ring, am Gelenk der anderen Hand hatte sie eine mit Brillanten besetzte Rolex. Sie scheint noch immer recht gerne Auskunft über sich und ihre Arbeit zu geben – bloss nicht zu tiefeschürfend und zu lang, lieber kurz und straight wie ihre Hits.

Sie treten seit mehr als fünfzig Jahren auf...

Seit 53 Jahren.

...und geben ungefähr fünfzig bis hundert Konzerte im Jahr, leben also etwa ein Drittel des Jahres *on the road*.

Richtig.

Weshalb tun Sie das, und wie halten Sie das durch?

Ich liebe meinen Job.

Immer noch – erstaunlich.

Ja, ich liebe es wirklich, wirklich, Leute zu unterhalten. Wenn es mir gelingt, das Publikum von hier [hält eine Hand an die Kante des Tisches] nach hier zu holen [hält die andere Hand einen Meter höher], dann ist das fantastisch. Immer wieder.

Gelingt Ihnen das oft, manchmal, immer?

Well, man versucht, keine schlechte Show zu zeigen, nicht wahr? Das ist man dem Publikum schuldig.

Klar, aber Sie spielen oft an Festivals [heute etwa am «Lieder am See»-Freiluft-Konzert; es treten noch Roger Hodgson, Uriah Heep oder The Sweet auf], wohin die Zuschauer nicht bloss wegen Ihnen kommen.

Stimmt, aber manche kommen wegen mir.

Und wie nehmen Sie die anderen für sich ein?

Man tut es einfach, ich kann's nicht erklären. Man kann mich mögen oder nicht – aber ich versuche jedes Mal und mit voller Kraft, dafür zu sorgen, dass man mich mag, wenn ich von der Bühne gehe.

Ein Teil der Songs, die Sie spielen, ist vierzig Jahre alt.

Ein Teil, aber nicht alle. Ich nehme immer noch neue Musik auf und veröffentliche Alben. [Letztmals 2011 das Album «In the

Spotlight»; es erreichte keine Chartplatzierung in Deutschland, Österreich, der Schweiz, dem Vereinigten Königreich oder in Amerika.] Aber meine Hits kamen vor langer Zeit raus, das stimmt.

...und ich nehme an, Sie haben die Lieder Tausende Male gespielt. Haben Sie noch immer Lust, «Can the Can» oder «48 Crash» zu spielen?



«*Spinnen die?*»: Suzi Quatro, Anfang der 70er.

Sicher, sonst würde ich es nicht tun. Ich muss nicht, ich will. Aber weshalb sollte ich nicht wollen?

Es gibt Künstler, die sagen, es gehe ihnen auf die Nerven, immer die gleichen alten Sachen spielen zu müssen.

Spinnen die? Die alten Hits, das ist, wer ich bin. Wenn das Schlagzeug zum Intro ansetzt, «Tatam, tatam, tatam...», die Gitarre und die Stimme dazukommen und das Publikum dann den Song erkennt – das ist fantastisch.

Sie mögen die Songs also immer noch?

Ich mag die Reaktion darauf. Als Künstler muss man das geben, was das Publikum will. Und ein bisschen von dem, was ich will. Ich gebe dem Publikum eine hübsche, ausgewogene Show. Ich spiele ein Bass-Solo, ein Lied am Piano, ein Schlagzeugsolo. Ich bin Entertainerin, ich unterhalte. Meine Show ist mehr als «48 Crash» und «bum, bum, bum!». Viel mehr.

Sie waren während Ihrer ganzen Laufbahn nicht bloss Studiokünstlerin, sondern immer auch Live-Performerin. Das ist anstrengend und führt bei vielen Musikern zu Gesundheitsproblemen, Burn-outs et cetera. Sind Sie besonders hart – oder die anderen weich?

Es geht um Haltung. Wir waren fünf Geschwister in der Familie [sie ist die Zweitjüngste – «das Kind, das man übersieht», sagt sie], und alle spielten Instrumente. Mein Vater, der auch Musiker war, hat mir etwas beigebracht, das direkt in meine Seele ging: «Musik ist ein Beruf», sagte er. Also hab ich mich professionell verhalten. Ich bin nicht zu haben für Sex, Drugs and Rock 'n' Roll, das war ich nie; ich gehe auf die Bühne, um meinen Job zu machen. Ich trinke keinen Alkohol vor einem Konzert und nur ein Glas nach

einem Auftritt – kühler Chardonnay ist das Beste, um runterzukommen –, ich trage Sorge zu meiner Stimme, mache Krafttraining, Yoga... Andere Musiker leben den Rock 'n' Roll auf der Bühne. Und davor. Und danach. Darum verbrennen sie, das bringt dich um. Mein Mann sagt: «Auf der Bühne bist du die Wilde, im Leben die Milde.» So geht das. Meine Stimme ist heute besser denn je, o ja – sehr unüblich für eine alte Sängerin. Und ich schreie viel, auf der Bühne, aber ich hab's gelernt, ich weiss, wie's geht. Ja, *touring* [auf Konzerttournee gehen] ermüdet: Das vergangene Wochenende war die Hölle, zwei Shows in zwei Ländern. Aufstehen um 3.30 Uhr, Flüge im Morgengrauen, vom Flughafen an den Veranstaltungsort zum Soundcheck, danach auftreten, zurück ins Hotel, drei Stunden Schlaf, und das mit 67, nicht mit 27. Wie gesagt: ein Wochenende in der Hölle. Aber – es waren zwei grossartige Shows, zwei ausverkaufte Hallen.

Ich hab keine Skandale von Ihnen gefunden im Archiv – hatten Sie keine, oder hat man Sie bloss nie erwischt?

Nein, ich hab keine. Gut, ich war ein Teenager in den sechziger Jahren – natürlich hab ich Marihuana probiert und anderes. Das haben alle getan. Glücklicherweise mochte ich es nicht. Kontrollverlust ist nicht mein Ding, ich mache mir nichts aus irgendwelchen Drogen. Ein Glas Weisswein oder Champagner ist in Ordnung, doch weil ich so klein bin, bin ich dann auch schon betrunken... So viel zur wilden Suzi Quatro.

Verhältnismässig wenige Frauen haben eine lange Laufbahn als Rockmusikerin hinter sich. Weshalb? Liegt es an der Musikbranche oder an den Frauen?

Es ist ein anspruchsvoller Job: Man kann seine Weiblichkeit verlieren. Die Zeit, in der man Kinder bekommen kann, kann einem davonlaufen. Und es ist mit viel harter Arbeit verbunden. Ich habe gearbeitet wie ein Mann, vielleicht noch mehr – nur schon der Bass wiegt mehr als ich. Es ist nicht leicht. Und daneben hab ich meine Kinder grossgezogen.

Wie haben Sie's geschafft?

Ich bin klug genug, um zu wissen, was ich nicht weiss und nicht kann. Und nicht zu stolz, um Leute, die mehr wissen, zu fragen und mich beraten zu lassen.

Sie haben zwei Kinder...

...eine 35-jährige Tochter, einen 33-jährigen Sohn und eine 16-jährige Enkeltochter.

Hätten Sie Ihrer Tochter eine Musikerinnenkarriere empfohlen?

Auf jeden Fall, sie hat eine schöne Stimme und ist schon mit mir aufgetreten. Aber sie wurde früh Mutter. Heute hat sie eine eigene Radioshow und veranstaltet eine monatliche Jekami-Musiknacht in der Gegend, wo sie lebt. Mein Sohn spielt gut Gitarre, er arbeitet als Gitarrentechniker für die Band

Das Sprachtalent Christian Sands

Von Peter Rüedi

Im Sommer 2013 erschien an dieser Stelle ein Hinweis auf das Album «Out Here» des Christian McBrides Trio. McBride, einerseits ein Nachfolger jener «schweren», fundamentalen, volltönenden Bassisten im Jazz wie Milt Hinton, Ray Brown oder Paul Chambers, andererseits aber auch ein Meister des Filigranen (wenn er denn nur will), ist einer der meistbeachteten Kontrabassisten zurzeit. Wie auch immer, in jener zurückliegenden Rezension zu McBride hiess es von seinem jungen Pianisten Christian Sands, der sei geradezu «unanständig talentiert». Inzwischen ist der 27, und an seinem Talent hat sich nichts geändert, es sei denn, er trete auf seinem eigenen Album bei Mack Avenue Records nur noch sprühender in Erscheinung.

Er spielt das Piano «in the middle of the road», und das ist bei ihm Programm. Das Album heisst «Reach», und der Pianist erklärt, er wolle «jedermann erreichen, ob er nun auf Groove» aus oder ein «Denker» sei. Das klingt nach einem populären (um nicht zu sagen: populistischen) Programm. Gewiss ist es nicht der Kritik nach dem Maul geredet, die sich allemal lieber mit der Ästhetik des Widerstands beschäftigt und stilistische Verengungen mag. Dafür kann Sands zu viel. Zu viel Verschiedenes. Er spricht viele Sprachen: mal Post-Bop (nicht nur in einer Hommage an Bud Powell), mal Latin-inspiriertes Piano à la Chick Corea (im wunderbaren Opener «Armando's Song»), mal einen puren Latin-Reisser («Oyeme», mit Perkussionist Christian Rivera zusätzlich zu seinem regulären Bassisten Yasushi Nakamura und Drummer Marcus Baylor). Für drei Nummern zieht er den Gitarristen Gilad Hekselman bei, für zwei den robusten Blue-Note-Tenoristen Marcus Strickland. Mal geht die Fahrt Richtung Blues, mal spielt er gar auf Hip-Hop an, und zum Abschluss greift er in einer herzergreifenden Balladenversion auf eine Melodie aus dem Animationsfilm «An American Tale» aus dem Jahr 1986 zurück. Sands erfindet nicht den Jazz neu, aber legt uns den, den wir kennen (oder zu kennen glauben), erneut ans warme Herz.



Christian Sands: Reach.
Mack Avenue MAC 1117

Rap Boy. Die werden riesig – sie spielen bereits auf grossen Festivals, und ihr Album ist noch nicht mal erschienen.

In Ihrer Autobiografie steht, Sie hätten abgetrieben, mit achtzehn, weil Sie Ihrem Kind keine unglückliche Kindheit zumuten wollten, wie Sie eine hatten. Sie wuchsen in Grosse Pointe auf, einem schicken Vorort von Detroit, spielten Instrumente, traten mit Ihrem Vater und Ihren Geschwistern auf... Tönt nicht sehr unglücklich.

Meine Kindheit war nicht unglücklich, sondern ich fühlte mich übersehen, unbeachtet; ich war *ein* Kind, wollte aber *das* Kind sein. Vor kurzem stiess ich beim Aufräumen auf ein altes Foto von der Hochzeit meiner ältesten Schwester. Und ich erinnerte mich an die Story: Kurz vor der Hochzeit hörte ich, wie mein Vater und meine Mutter das Fest planten. Für jedes meiner Geschwister gab's

«Ich habe gearbeitet wie ein Mann, vielleicht noch mehr – nur schon der Bass wiegt mehr als ich.»

eine Aufgabe – Brautjungfer, Platzanweiser, Blumenmädchen und so weiter. Dann sagte mein Vater zum Schluss: «Und Suzi, was soll sie tun?» – «Keine Ahnung, aber wir kaufen ihr wenigstens ein neues Kleid», sagte meine Mutter. Das hat mich damals, ich war zehn, sehr verletzt, ich fühlte mich so unwichtig. Und solche Gefühle wollte ich meinem ungeborenen Kind ersparen. Rückblickend muss ich sagen, um fair zu sein, meine Eltern hätten mich wohl gar nicht zufriedenstellen können. Und das hat mich angespornt, zu Suzi Quatro gemacht.

Detroit – die Stadt, in der Sie aufwuchsen, ging in jüngerer Vergangenheit ziemlich den Bach runter.

O ja, das stimmt. Aber, das muss man auch sagen, in den vergangenen paar Jahren hat die Entwicklung gedreht: Häuser wurden renoviert, junge Familien zogen hin, weil sie sich dort Häuser und Wohnungen leisten können und so weiter.

Der kreative Output war und ist hoch. Das haben harte Städte so an sich, denke ich.

Ja, natürlich. Ich sage nur: Motown [Independent-Plattenlabel, das vor allem in den 60er und 70er Jahren viele schwarze Musiker erfolgreich machte: Diana Ross, Stevie Wonder oder The Jackson Five. Später, unter anderem, Lionel Ritchie]. Aber es gibt auch viele weisse Künstler von dort: Alice Cooper, Bob Seger, Ted Nugent, meine Wenigkeit... Wer sonst? Eminem, Kid Rock – soll ich weitermachen?

Auch zeitgenössische Musiker – Jack White, zahlreiche Produzenten elektronischer Musik.

Ja, die White Stripes. Es gibt eine gute Energie in Detroit; du trittst aufs Gas in dieser Stadt...

...vielleicht um abzuhaue? Sie leben seit Jahrzehnten in Essex, südlich von London; Ihr Ehemann lebt in Hamburg. Und Ihre grössten Erfolge hatten Sie passenderweise in Grossbritannien, Deutschland sowie Japan und Australien.

Das war so nicht geplant. Ich hatte einen Auftritt, zusammen mit meiner jüngeren Schwester, und der Musikproduzent Mickie Most war aus London gekommen, um uns zu hören. Ich sang nur drei Songs, meine Schwester hatte den grossen Auftritt. Doch das reichte Mickie, er bot mir einen Vertrag an. Jac Holzman von Electra [amerikanische Plattenfirma] war auch dort und wollte mich ebenfalls. Er sagte: «Unterschreib bei mir, und ich mache dich zur nächsten Janis Joplin.» Als ich das Mickie Most erzählte, sagte der: «Unterschreib bei mir – ich mache dich zur ersten Suzi Quatro.» Das hat mich überzeugt, ich ging nach London. Und ich hatte auch in Amerika Erfolg, vor allem mit meinen Alben, und ich trat dort oft auf. Ich werde immer ein Detroit-Girl bleiben, ich lebe bloss in England, wo mein Hauptwohnsitz ist, und in Deutschland, wo mein Mann, der Deutscher ist, zur Hauptsache lebt.

Sie haben mehr als fünfzig Millionen Tonträger verkauft zu einer Zeit, als vom Ertrag noch ein guter Teil an den Künstler ging. Mit anderen Worten: Sie sind reich, müssten nicht arbeiten.

Es waren sogar 55 Millionen – und ich verkaufe immer noch. Aber richtig: Ich muss nicht arbeiten, schon seit 25 Jahren nicht mehr. Aber ich will, weil ich es liebe. O Gott, ich liebe es wirklich.

Vorhin haben Sie von Alice Cooper erzählt und von Uriah Heep, die Sie heute Abend wiedersehen werden; die Mitglieder von The Sweet sind auch am Festival – hört sich nach einer Retrowelt an, in der die Zeit 1970 stehengeblieben ist...

Nur wenn man nichts anderes macht. Ich trete meistens alleine auf. Und habe Fans in allen Alterskategorien – Paare mit Kindern, sogar Grosseltern mit ihren Enkeln. Dank dem Internet, wo meine alten Shows zu finden sind, komme ich auch an Zwanzigjährige ran, und sie mögen mich.

Suzi Quatro ist eine amerikanische Rock- und Popmusikerin aus Detroit. Ihre grössten Hits hatte sie in den frühen 1970er Jahren – «Can the Can», «48 Crash» oder «Stumblin' In», ein Duett mit Chris Norman, dem Sänger der britischen Band Smokie; sie ist nicht bloss Interpretin, sondern schreibt auch eigene Songs. Quatro lebt seit Jahrzehnten in Essex, südlich von London, und in Hamburg, wo ihr zweiter Ehemann, ein deutscher Tour-Promoter, wohnt. Ihr erster Mann, mit dem sie zwei erwachsene Kinder hat, war ihr langjähriger Gitarrist, der Brite Len Tuckey. Mit 55 Millionen verkauften Tonträgern ist sie eine der erfolgreichsten Frauen der Popmusikgeschichte. Vor einem Jahr bekam sie für ihre Verdienste um die Musik einen Ehrendoktor der Anglia Ruskin University im englischen Cambridge.

Ein brennendes Anliegen

«The Promise», grosses amerikanisches Kino, erzählt faktenreich und mit einer arg schicksalsschweren Love Story vom Völkermord an den Armeniern. Von Wolfram Knorr



Merkwürdig distanziert: Isaac und Le Bon.

Klingt wie heute: Ein türkischer Offizier bietet dem gefangenen amerikanischen Reporter an, das Geständnis, ein Spion zu sein, zu unterschreiben, dann überlebe er. Chris Myers (Christian Bale) ist kein Spion, sondern ein Chronist, der die Gräueltaten an der armenischen Minderheit registriert hat, und das soll verleugnet werden. Myers ist eine fiktive Figur, und die Handlung spielt im Ersten Weltkrieg, im Jahr 1915, zur Zeit der Massenhinrichtungen und Vertreibung der Armenier durch Truppen des Osmanischen Reichs. Terry George und Robin Swicord, die Autoren des Polit-Historien-Epos «The Promise», haben in die historischen Fakten eine Dreiecks-Love-Story zwischen Chris, dem armenischen Freund Mikael (Oscar Isaac) und Ana (Charlotte Le Bon) eingebaut, um im Stil von David Leans «Doctor Schiwago» (1965) schicksalsträchtige Unterhaltung zu bieten. Im Zentrum steht der Apotheker Mikael aus Anatolien, der nach Konstantinopel reist, um Medizin zu studieren, in mondäne Gesellschaft kommt, dort Ana und Chris kennenlernt und mit beiden in der Mühle aus Verfolgung, Deportation und Flucht fast zermalmt wird.

Für den Milliardär Kirk Kerkorian, dem einstigen MGM-Boss und gebürtigen Armenier, war das Projekt ein brennendes Anliegen. Nur ihm und den 90 Millionen Dollar aus seiner Schatulle ist es zu verdanken, dass «The Promise» unter der Regie von Terry George («Hotel Ruanda») zustande kommen konnte. Denn leicht ist es in Hollywood nach wie vor nicht, sich mit dem Genozid an den Armeniern zu beschäftigen. Schon vor Jahrzehnten gab es Versuche, die jedes Mal an den massiven Protesten der Türkei scheiterten. Nun ist es nicht so, dass die Majors aus politischen Gründen kuschen, sondern aus kommerziellen. Man will sich die Marktchancen nicht verkacheln.

«The Promise» schwelgt in Landschaften und Massenszenen, zeigt die Aushöhlung einer multikulturellen Gesellschaft, bleibt aber merkwürdig distanziert, steigt nie voll ein, obwohl immer die grosse Geste bemüht wird. George bietet alles auf, um die Pracht Konstantinopels und den krassen Gegensatz durch Flucht und Tod effektiv zu orchestrieren. Lästig ist allerdings, vor allem bei Oscar Isaac, dieständig bibbernde Ergriffenheit. ★★★★★

Weitere Premiere

Barry Seal – Only in America — Die amerikanische Geschichte ist voll von (Polit-)Skandalen mit tolldreisten Kerlen, doch er schoss mit Sicherheit den Vogel ab: Barry Seal, der mit sechzehn den Pilotenschein machte, ein irrer fliegender Glücksritter wurde, Waffen- und Drogenschmuggler, TWA-Pilot, CIA- und NSA-Mitarbeiter, Escobar-Kurier. Vor allem war er ein Luftikus im wahrsten Sinn des Wortes. Er flog für die CIA Waffen zu den Contras in Nicaragua und brachte von dort riesige Mengen Kokain in die Staaten zurück, um Millionen damit zu verdienen. In Arkansas unterhielt er



Byzantinische Wendungen: Tom Cruise.

mehrere Firmen, auch einen Flugplatz! Kospirologen sehen in ihm die zentrale Figur einer riesigen Verschwörung. Angeblich habe er sich auch im Dunstkreis von Jack Ruby (dem Mörder von Lee Harvey Oswald) und Co. bewegt, Waffen nach Kuba und Vietnam verschoben etc. Nur weil sein Leben viele byzantinische Wendungen nahm, muss er nicht gleich die Spinne im Weltverschwörungsnetz gewesen sein. Ein Stoff für Hollywood ist er allemal. Und tatsächlich hat man ihn 1991 in «Double Crossed» (mit Dennis Hopper) schon mal verewigt, allerdings in Thriller-Form. Doug

Liman («Edge of Tomorrow») macht aus Seals wildem Leben und schamlosen Geschäften eine semi-dokumentarische Komödie. Was Sinn macht, angesichts eines Hansdampfes in allen klandestinen Gassen – und Tom Cruise in der Rolle des Halodris, überzeugt in jeder Hinsicht. 1986 wurde Seal, gerade mal 46 Jahre, von Kolumbianern auf offener Strasse erschossen. Die Drogenbehörde DEA hatte ihn reingelegt, als sie ihn nötigte, heimlich Fotos bei der nächsten Koks-Lieferung zu schiessen. Wenige Tage später präsentierte Präsident Ronald Reagan sie im Fernsehen. Seals Todesurteil. Allerdings soll auch die CIA ihre Finger im Todesspiel gehabt haben. Seal hätte wenige Tage später in Arkansas über seine Geschäfte aussagen sollen. Bill Clinton war zu dieser Zeit Gouverneur! Drehbuchautor Gary Spinelli spart denn auch nicht mit Seitenhieben. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Dunkirk Regie: Christopher Nolan	★★★★★
2	Magical Mystery Regie: Arne Feldhusen	★★★★☆
3	Final Portrait Regie: Stanley Tucci	★★★★☆
4	In Zeiten des abnehmenden Lichts Regie: Matti Geaschonneck	★★★★☆
5	Ce quinous lie Regie: Cédric Klapisch	★★★★☆
6	Baby Driver Regie: Edgar Wright	★★★★☆
7	The Dinner Regie: Oren Moverman	★★★☆☆
8	Tulip Fever Regie: Justin Chadwick	★★★☆☆
9	Atomic Blonde Regie: David Leitch	★★★☆☆
10	Jugend ohne Gott Regie: Alain Gsponer	★★★☆☆

PLAYERS of the CARIBBEAN

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich



Thiel

Zum Henker

Von Andreas Thiel

Journalist: Sie sind von Beruf also Henker?

Henker: Ja.

Journalist: Sie sind somit ein Befürworter der Todesstrafe?

Henker: Nein.

Journalist: Aber Sie leben doch davon, dass Menschen zum Tode verurteilt werden.

Henker: Das Hinrichten von Verurteilten ist nur ein Job. Eine Politesse, die Parkbussen verteilt, hat ja persönlich auch nichts gegen die Parksünder. Aber sie vertritt halt das gerade mal herrschende Gesetz. Und wie die Politesse muss auch ich irgendwie meine Familie ernähren. Das heisst aber noch lange nicht, dass ich die Todesstrafe generell gutheisse. Ob man die Todesstrafe befürwortet oder ablehnt, das ist ja eine politische und keine wirtschaftliche Frage.

Journalist: Es kommt also darauf an, ob man links oder rechts ist?

Henker: Nein. Linke wie rechte Henker fordern gemeinsam die Todesstrafe für den jeweils anderen.

Journalist: Wer lehnt denn die Todesstrafe ab? Die Linksliberalen?

Henker: Ein linksliberaler Henker wäre im Prinzip schon gegen die Todesstrafe, wenn deren Abschaffung nicht seinen Arbeitsplatz gefährden würde.

Journalist: Also die Rechtsliberalen?

Henker: Ein rechtsliberaler Henker ist so lange gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe, wie er Arbeitslosenentschädigung erhält.

Journalist: Und was sagen die liberalen Henker?

Henker: Liberale Henker gibt es nicht. Die Liberalen sind diejenigen, die hingerichtet werden.

Journalist: Wieso?

Henker: Weil sie entweder von linken Richtern wegen rechter Gesinnung oder von rechten Richtern wegen linker Gesinnung verurteilt wurden.

Journalist: Und wo stehen Sie nun politisch?

Henker: Ich versuche bei den Hinrichtungen, die Politik auszublenden und einfach einen guten Job zu machen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Das Geheimnis des Glücks

Benefizgala für das Rote Kreuz im Zürcher «Dolder Grand», der schönste und eleganteste Fundraising-Ball der Schweiz. Von Hildegard Schwaninger

Das Geheimnis des Glücks ist, andere glücklich zu machen.» Das haben sich Hilda Burger-Calderón, Vorsitzende des Swiss-Red Cross-Gala-Komitees, und ihre Mitstreiterinnen auf ihre Fahne geschrieben. Amaya Albers-Schönberg, Astrid von Stockar, Marilo Illy, Linda Lamprecht, Sasha Prenosil, Clarissa Zehnder, Yogini Minissale-Kakar. Sie alle sind Frauen mit solidem finanziellem Hintergrund, Mütter und engagiert. Erfüllt vom Verlangen, Gutes zu tun, anderen zu helfen und nützlich zu sein. So haben sie zum siebenten Mal die Benefizgala fürs Rote Kreuz organisiert, und da die Frauen – sowohl von ihren Ehemännern als auch von Freunden und Bekannten – unterstützt werden, war es wie immer der schönste und eleganteste Fundraising-Ball der Schweiz. Mit einem brillanten Ergebnis: 630 000 Franken. Die Frauen – in ihren orangeroten Kleidern (die Kleiderfarbe wird jedes Mal neu beschlossen und symbolisiert, dass man am gleichen Strick zieht) – strahlten. Mit Recht.

Diesmal kommt das Geld den Katastrophopfern auf den Philippinen und Haiti zugute, wo Hurrikane und Taifune Tausende Menschen obdachlos machten. Die Frauen des OK sind im November 2016 auf die Philippinen gereist, machten sich vor Ort ein Bild der Lage. Während ihres Aufenthalts regnete es die ganze Woche, was das Elend der Opfer wie auch die Hilfsbereitschaft der Frauen verschärfte.

Die Rot-Kreuz-Gala fand im Luxushotel «Dolder Grand» statt, dem idealen Rahmen für festliche Anlässe. Was die patenten Frauen des OK da organisiert hatten, war Spitzenklasse. Frauen-Power pur! Das Programm war zackig: Ruinart-Champagner zur Demonstration einer Rettungshunde-Show, Dreigangmenü vom Feinsten (Duo von Garnele mit Ananas und Kokosnuss, Kalbsnierstück mit Jus, Babygemüse und Süsskartoffel, Schokolade-Joghurt-Mousse mit saisonalen Früchten und Vanillesorbet), Auktion, Live-Performance von Hot Chocolate, der Band, die schon 1981 bei der Hochzeit von Prince Charles und Lady Diana gespielt hatte, und Disco-Party mit DJ Lukjlite und Wodka-Bar.

Wo immer Hilfe gebraucht wird, das Rote Kreuz ist da, und das seit 151 Jahren. Annemarie Huber-Hotz, Präsidentin des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK), war Schirmherrin des Abends, der unter dem Motto «Mehr Menschlichkeit!» stand. Die Naturkatastrophen häufen sich, spätestens seit Houston und Bongo wissen wir, dass wir alle verletzlich sind, und das befeuerte Mitgefühl und Empathie der Gäste. So war die Auktion, durchgeführt von Christie's-Direktor (Deutschland und Amsterdam) Arno Verkade, ein Riesenerfolg. Zu ersteigern waren wertvolle Juwelen und Luxusreisen. Sieben Tage auf den Galapagosinseln für 20 000 Franken, fünf Tage Seychellen für 27 000 Franken. Ein taifunsicheres Bambus-



Fast verliebt

Sapiosexuelle

Von Claudia Schumacher

Marlene kippt den Espresso im Stehen runter und erzählt von dem Ausnahmetalent, das sie jagt. Vier andere Literaturagenten sind angeblich hinter ihm her, man

munkelt, er sei der nächste Joël Dicker. Seit der Genfer mit 28 Jahren einen Weltbestseller landete, will nicht nur jeder junge Autor sein wie er. Auch die Agenten wollen die nächste Cristina De Stefano sein, die Agentin, die ihn entdeckte. Und während Marlene in einen ihrer exzentrischen Monologe fällt, schaue ich in ihr hochgradig arrogantes Gesicht, das ich so mag, und ich denke daran, wie ich sie am Berliner Literaturinstitut kennenlernte, als sie, die Doktorandin, ein Seminar für postkoloniale Literatur gab und ich als Studienanfängerin nur dasass und dachte: «Wow, was für eine mondäne Frau!»

Da reisst mich Marlene aus dem Tagtraum – mit dem vielleicht seltsamsten Satz, der ihr je über die Lippen kam: «Als Sapiosexuelle kann ich nicht mit Autoren schlafen, die nicht wenigstens bei Suhrkamp erscheinen.»

Wie bitte? Was habe ich denn da verpasst. «Sapiosexuell – heisst das, du stehst auf



Frauen-Power pur: das Organisationskomitee.



Mehr Mitgefühl: Adriano Agosti mit Freundin.



Anastasia Kiefer, Laetitia Guarino, Tamara Sedmak.

haus inklusive Toilette für die bedürftigen Familien in den Katastrophengebieten konnte man auch ersteigern: 1500 Franken.

Die Diskrepanz zwischen Arm und Reich ist an keinem Anlass so sichtbar wie an dieser Hochglanzgala zugunsten der Bedürftigen. Wie viel man mit unserem Geld in ärmeren Ländern bewirken kann: Für den Preis einer Prada-Tasche (kostete an der Silent Auction 2500 Franken) oder einer Dior-Tasche (5000 Franken) kann man auf den Philippinen mehr als ein wetterfestes Haus für eine ganze Familie bauen. Die Gebereitschaft der Anwesenden war gross. Es wurde alles versteigert, es wurde alles verkauft, kein Los ging zurück. Es wurde viel Gutes getan an diesem Abend. Unter den Gästen sah man Roche-Verwaltungsratspräsident **Christoph Franz** (am Tisch mit Vaudoise-Verwaltungsrat **Martin Albers-Schönberg** und dessen Frau **Amaya** vom OK), Bauunternehmer **Adriano Agosti** mit seiner Münchner Freundin **Janina Koessel** (im goldenen Kleid), Regierungsrat **Thomas Heiniger**, SRK-Direktor **Markus Mäder**. Anwesend war auch der einstige UBS-Banker **Dieter Kiefer**, der sich seit dem Haftbefehl in Frankreich wegen mutmasslicher Beihilfe zur Steuerhinterziehung aus dem Finanzbusiness zurückgezogen hat und sich um seine russische Frau kümmert. **Anastasia Kiefer** ist Modeschöpferin, sie kreierte das Abendkleid für **Laetitia Guarino**, in dem die Ex-Miss-Schweiz wie eine russische Grossfürstin aussah. Durch den Abend führte die TV-Journalistin **Tamara Sedmak** im gold- und perlenbestickten weissen Kleid. Zum Thema Diskrepanz: Wären wir nicht so reich, könnten wir den Armen nicht helfen. Also Gott sei Dank, dass wir so reich sind.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Homo sapiens?», frage ich Marlene nach dieser sexuellen Orientierung, von der ich noch nie gehört habe. Vielleicht ist es in einer Zeit, in der bereits 30 Prozent der Menschen in Umfragen angeben, dass sie Sex mit Robotern heiss fänden, einfach nicht mehr selbstverständlich, auf Menschen zu stehen, und man muss das jetzt dazu sagen. Marlene verdreht die Augen. «Sapiosexuell kommt von <sapere>, das heisst <wissen>», sagt sie. «Claudia, als Frau ohne Lateinkenntnisse wirkst du immer so schrecklich dumm!», fügt sie noch an und seufzt irritiert.

Natürlich kann ich es ihr nicht übelnehmen, sie hat mindestens dreissig IQ-Punkte zu viel, und der Umgang mit normalen Menschen löst einen peinvollen Ennui in ihr aus. Sobald ich daran denke, dass sie vielleicht wirklich mit Suhrkamp-Autoren schläft, empfinde ich ohnehin nur noch Mitleid. Wissen Sie, wie die

aussehen? «Jedenfalls soll der neue Dicker so hübsch sein wie der alte – vielleicht mein entscheidender Vorteil gegenüber den anderen Agentinnen!», erklärt Marlene. Die anderen würden mit Sicherheit «ganz weich und weiblich werden», sobald sie dem Jungstar von morgen gegenüberstehen. «Ich hingegen kann ihn mit meiner kalten und herzlosen Art beeindrucken!», sagt Marlene triumphal.

«Aber der muss doch auch sehr schlau sein, wenn er so gut schreibt, nicht?», gebe ich zu bedenken. Marlene kräuselt die Lippen. «Das ist ein Storyteller», sagt sie, und es klingt wie eine intellektuelle Bankrott-erklärung. «Stephen Hawking hat mehr Sex-Appeal im kleinen Finger als diese Jungs mit ihren grossen Erzählungen und hübschen Gesichtern in ihrer ganzen, vermarktbareren Existenz.» ○



Unten durch Ölwechsel (2)

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast kein Geld, keinen Jaguar XJ6 und keine Tischreservation in Johann Lafers «Stromburg» mehr, so dass du gezwungen bist, bei McDonald's einen Doppelburger im Aktionsangebot zu essen. So etwas hättest du früher nicht mal deinen Angestellten zu essen gegeben, aber jetzt musst du zugeben: Es schmeckt, ist billig, und es wurden dafür nur Tiere geschlachtet, die aufgrund der Mastbedingungen sowieso nicht mehr leben wollten. Und während du also in diese nahrhafte Trostbombe für disparate Angehörige des Prekariats beisst, klopft jemand von draussen an die Fensterscheibe. So ein Mist! Es ist Kurt von Teutleben! Alter Kumpel von dir aus dem Golfclub! Weiss nichts von deinem Absturz! Das nächste Mal, wenn du zu McDonald's gehst, ziehst du dir eine Skimaske über den Kopf, aber dafür ist es jetzt zu spät.

Kurt kommt rein und schaut sich im McDonald's mit derselben Mischung aus Neugier und Abscheu um wie Alexander von Humboldt, als er ein Dorf der Orinoko-Indianer betrat. «Mensch», sagt Kurt, «was machst du denn hier?» Du erzählst ihm die wilde Geschichte, dass es deine Geliebte, Tochter eines russischen Erdgas-Königs, antörnt, wenn du bei McDonald's isst. Kurt sagt, er habe sich schon über dein Outfit gewundert, die zerschlissenen Jeans und das löchrige T-Shirt, aber jetzt verstehe er: «Bei McDonald's schäbige Jeans, im Golfclub weisse Hose, Chapeau, das ist Stil! Immer in jeder Situation adäquat angezogen.» Er sagt, er werde jetzt auch mal einen Burger probieren, vielleicht törne ihn das ja auch an, man müsse im Leben jede Sauerei einmal mitgemacht haben. Also reiss er ein Loch in seinen Savile-Row-Anzug und verschlingt einen *Big Tasty Bacon*-Burger, so wie er manchmal des Nervenkitzels wegen in ein dreckiges Hafepuff in Marseille geht. Hinterher verabschiedest du dich von Kurt und behauptest, dass du in der Galerie Rugenberg-Wagner erwartet wirst: «Muss die Fettecke von Beuys abholen, die ich kürzlich für ein kleines Vermögen ersteigert habe.» In Wirklichkeit gehst du zum Sozialamt und ziehst aus einem Zettelautomaten die

>>> Fortsetzung auf Seite 70

>>> Fortsetzung von Seite 69

Nummer 235. Auf dem Leuchtbildschirm steht aktuell die Nummer 89. Du sagst zu dem Syrer, der im Wartesaal neben dir sitzt: «Sprechen Sie deutsch?» «Muss ich ja, sonst gibts keine Kohle», sagt der Syrer. «Jetzt will ich Ihnen», sagst du, «mal was über das gelobte Europa erzählen, in das Sie so überstürzt geflüchtet sind. Sehen Sie die Nummer da? 89? Setzen Sie sechs Nullen dahinter, dann wissen Sie, wie viel Geld ich vor einem halben Jahr noch hatte. Und jetzt hab ich noch genauso viel wie auf dem Zettel mit meiner Wartenummer. Das kann Ihnen jederzeit auch passieren!» – «Ich kanns kaum erwarten», sagt der Syrer, «vor allem der erste Teil interessiert mich sehr» – und dann ist er im Gegensatz zu dir schon dran, er hat Nummer 90.

Das ist eine weitere der vielen Ungerechtigkeiten, die dir widerfahren, seit du arm bist. Immer geht es einem anderen, dem es eigentlich genauso schlecht geht wie dir, ein bisschen besser als dir. Neulich hast du auf dem Heimweg zu einem Obdachlosen gesagt: «Ich hab wenigstens noch eine Wohnung, du Penner!» Er antwortete: «Wie kann man so blöd sein! Mit dem, was du für die Miete aus gibst, kauf ich mir Wein und Bündnerfleisch.» Und tatsächlich: Der Kerl soff Wein aus der vornehmen Sieben-Dezi-Flasche und ass Bündnerfleisch dazu – ein Luxus, den du dir schon lange nicht mehr leisten kannst, weil alles Geld für die Miete draufgeht. Als du im Sozialamt endlich drankommst, ist deine Beraterin nicht die junge hübsche Blonde, sondern die Dicke. Immer mehr Ungerechtigkeit und immer weniger Ästhetik: So ist Armut. «Könnten Sie nicht wenigstens mal die Haare waschen», fragst du die Dicke, «uns Sozialhilfeempfängern gehts doch sonst schon nicht gut!» «Danke fürs Kompliment», sagt sie und stellt ein Schild mit der Aufschrift «Schalter geschlossen» auf den Tisch.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Besichtigung eines Denkmals

Von Peter Rüdi

Natürlich gibt es den Typus des Etikettentrinkers, über den sich der wahre Kenner (oder der sich dafür hält) gerne lustig macht wie über grauhaarige Herren, die im offenen Sportcabrio ihre dreissig Jahre jüngeren Blondinen vorführen. Allerdings gibt es auch so was wie umgekehrten Snobismus. Jene, die jeden Wein für puren Bluff halten, der, sagen wir mal, mehr als 50 Franken kostet. Natürlich denke auch ich, ein vernünftiger Preis sei ein Kriterium beim Weinkauf – eines unter anderen. Aber es gibt nun mal Weine, die sind teuer und gut, und sogar solche, die teuer sind, weil sie gut sind. Deren Berühmtheit eine Folge ihrer Qualität ist und die es mit Beharrlichkeit und Sorgfalt zu ihrem monumentalen Status gebracht haben. Ornellaia, 1981 von Lodovico Antinori als einer der *Ur-Supertuscans* gegründet, als das Experiment, auf den vielfältigen Böden der nördlichen Maremma zwischen Bolgheri und Castagneto Carducci Bordeaux-Rebsätze zu pflanzen (Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Merlot, Petit Verdot) und entsprechende Cuvées zu keltern. Der Besitz ging gegen Ende des Jahr-

tausends an Mondavi und gehört heute zum toskanischen Imperium der Marchesi Frescobaldi, ohne dass der charismatische Charakter des Hauptweins durch die Handwechsel Risse bekommen hätte. Ornellaia produziert von 97 Hektaren beidseits der berühmten Zypressenallee zwischen Bolgheri und San Guido heute eine abgestufte Reihe von erschwinglicheren Zweit- und Drittweinen (Le Volte, Le Serre Nuove dell'Ornellaia), aber das Flaggschiff bleibt der Bolgheri DOC Superiore. Der liegt in der Preisklasse renommierterer Bordeaux (wenn auch nicht der Premier Crus), und daran ist auch nichts auszusetzen, es sei denn, wir halten die insgesamt für einen Wahnsinn und keinen Wein der Welt eines Preises von über 100 Franken wert (auch ein vertretbarer Standpunkt).

Vergessen wir also die Relationen und den Raritäten- respektive Denkmaleffekt und wenden uns dem Phänomen Ornellaia zu, hier und jetzt, jüngste Ausgabe 2014. Es ist schon in jugendlichem Alter stupend in seiner Präzision, fabelhaft in der Aromenvielfalt, in der Komposition (vom Merlot die Opulenz, vom Cabernet Sauvignon die Struktur, vom Cabernet Franc die harmonische Komplexität, vom Petit Verdot die Tanninstärke) meisterhaft balanciert vom deutschen Önologen Axel Heinz, der vor Bolgheri in Bordeaux gearbeitet hat. Ein Wein, gleichzeitig komplex und zugänglich, elegant und dicht, so strukturiert, dass ihm eine lange Zukunft gewiss ist (was nicht jedem Supertoskaner zu prophezeien ist); ein Wein von vornehmer Zurückhaltung und, bei aller Frische, von nachdrücklich überraschender Vielseitigkeit: Er entblättert mit fortschreitendem Genuss immer neue Zusammenhänge und Geschmacksschichten. 18 Monate in Barriques, eine Spur Vanille, aber keineswegs überholt: Auch das beweist das feine Händchen des Önologen.

Ornellaia Bolgheri DOC Superiore 2014. 13,5%. Bindella, Zürich. Fr. 160.–. www.bindella.ch

DIE WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–





Auto

American Way

Die Corvette ist der amerikanische 911er, ein Klassiker, dessen Faszination man sich nur schwer entziehen kann. *Von David Schnapp*

Als ich sie in einer Tiefgarage zum ersten Mal sehe, will sie mich schon mal beeindruckern mit ihrer breiten, langen Front, den scharf gezogenen Blechkanten, dem kurzen Heck mit vier mittig angeordneten Auspuffrohren oder den Carbon-Schwellern: Die Corvette Grand Sport, hier als Cabrio, ist der amerikanische Traum auf Rädern, aus europäischer Sicht vielleicht vergleichbar mit dem Porsche 911: ein Klassiker, dessen

Faszination man sich nur schwer entziehen kann.

Die Corvette ist natürlich auch ein Filmstar, zufälligerweise bin ich ihr kürzlich am Fernsehen begegnet: Im Actionfilm «The Last Stand» flieht ein mexikanischer Drogenboss in einer umgebauten C6 ZR1 und ist damit angeblich «schneller als ein Helikopter». Den klassischen Charme dieses Sportwagens, den General Motors seit 1953 baut, habe ich hingegen in der Netflix-Serie « Fargo » gesehen. In der dritten Staffel fährt eine der Hauptfiguren, gespielt von Ewan McGregor, eine heruntergekommene Corvette C3. Sie wird dann von einem monströsen Humvee-Geländewagen schwer beschädigt.

«Dicke Hose»

Das alles spielt hier insofern eine Rolle, als es einen Unterschied macht, ob man irgendein Auto fährt oder eines mit Geschichte und Geschichten. Die Corvette ist Letzteres, und sie lässt kaum einen kalt. Meiner Grand Sport in Weiss blicken Väter und ihre Söhne am Stras-

senrand nach. Doch trotz ihres recht martialischen Auftritts und ihres mächtigen 6,2-Liter-V8-Saugmotors mit Hinterradantrieb ist die Corvette eher ein Grand Turismo als ein reiner Sportwagen. Wer die ganze Macht und Kraft dieses Autos sucht, braucht eine Zo6, die praktisch gleich aussieht. Aber, so drückt es ein von mir geschätzter Autokenner aus: «Die Zo6 ist dicke Hose, die Grand Sport macht auf dicke Hose.»

Den Spass am Fahren garantiert in der kleineren «Vette», wie ihre Fans sie liebevoll nennen, aber genau diese Mischung aus lautem Äusseren und sportlichem und gleichzeitig entspanntem Vorankommen. Mein Ziel ist Vals, das Kuhdorf von Weltruhm in der Surselva, wohin man zuerst gemütlich über die A3 fährt, um dann nach Ilanz mit beiden Händen fest am Lenkrad die abwechslungsreiche Bergstrasse hinaufzukurven. Die Corvette macht das trotz ihrer relativ grossen Aussenmasse (4,5 Meter Länge, fast 2 Meter Breite) erfreulich souverän, das adaptive Fahrwerk versteht sich auf Komfort ebenso wie auf sportliche Präzision und leitet Informationen über die Beschaffenheit der Strasse zuverlässig an den Hintern des Fahrers weiter.

Weil sich das Wetter bessert, kann ich dann auch das Verdeck öffnen, nun ist die Corvette Grand Sport akustisch und optisch ein ausgesprochen sinnliches Gesamterlebnis.

Chevrolet Corvette Grand Sport Cabrio

Leistung: 466 PS / 343 kW, Hubraum: 6162 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 290 km/h
Preis: Fr. 114 600.–, Testauto: Fr. 123 065.–



«Die Realität ist nicht so glamourös»

Yvonne Reichmuths Lederaccessoires werden von Taylor Swift, Kristen Stewart oder Monica Bellucci getragen. Doch der Alltag einer Jungdesignerin ist hart. Von Claudia Schumacher

Lasziv räkelt sich Taylor Swift im Video zu ihrem neuen Song «Look What You Made Me Do» in einem freizügigen Latex-Outfit und führt pathetisch die Hand an die Stirn, wobei ihr breites, schwarzes Lederarmband auffällt. In der darauffolgenden Szene tanzt sie à la Beyoncé in Netzstrumpfhose und mit einem auffälligen, filigranen Handschmuck aus bordeauxrotem Leder. In beiden Fällen entstanden die Accessoires weit weg von Hollywood: im Kreis 4, in der Nähe der Langstrasse in einem kleinen Altbauatelier, gut versteckt im Hinterhof.

Die Stücke des Labels YVY, hinter dem die 31-jährige Zürcher Modedesignerin Yvonne Reichmuth steht, erfreuen sich in Hollywood einiger Beliebtheit. Von den Kardashians bis zu Kristen Stewart oder Monica Bellucci ist die Kundschaft ebenso hochkarätig wie divers. Noch vor ihrem 30. Geburtstag schaffte es Reichmuth mit ihren Arbeiten mehrmals in die *Vogue*. «Schweizer Handwerk steht für Präzision und höchste Qualität, das ist unbestritten – sexy ist das Image von Mode und Accessoires, die aus der Schweiz kommen, allerdings nicht», schrieb etwa die deutsche *Vogue*, um dann lobend anzufügen: «Ganz anders ist da YVY: Die Schweizerin Yvonne Reichmuth stellt mit ihrem Label feinste Lederaccessoires her, die den Körper innovativ umspielen.»

Architektur als Inspiration

Zu Reichmuths Stücken mit Wiedererkennungswert gehören die sogenannten Harnesses: Lederkreationen für den Oberkörper, die dem Gurtzeug von Pferden entlehnt sind. «Ich wollte nach der Modeschule etwas Cooles mit Leder machen», erinnert sich Reichmuth an die Anfänge. «Leder gehörte zuvor in die Biker- und die Reitecke. Ich wollte es in einen urbanen, zeitgemässen Kontext überführen.» Auch Chokers (eng am Hals anliegende Lederbänder), Gürtel, Handschmuck und Handtaschen gehören zum festen Sortiment. Anders als den meisten Jungdesignern ist es Reichmuth gelungen, ein sehr klares Markenprofil zu erarbeiten. Suchen Hollywoodstylisten für ihre Stars ein Outfit aus Leder, das ebenso zeitgemäss wie sexy sein soll, führt sie ihr Gedankengang immer häufiger früher oder

später zu YVY. Reichmuth schickt ihre Stücke nicht initiativ an die Star-Stylisten, wie zigtausend andere. Sie wird angefragt.

Natürlich ist Reichmuth bei all der prominenten Aufmerksamkeit, die sie bekommt, auch kommerziell erfolgreich – relativ gesehen. Das heisst: Sie verdient nicht nichts mit ihren Kreationen. Aber sie verdient auch vier



Outfits für Hollywood: Designerin Reichmuth.

Jahre nach der Labelgründung noch nicht genug, um davon leben zu können. Reichmuth arbeitet nebenher als Stylistin, «was natürlich eine schöne Mischung ist», wie sie sagt, «aber die Realität junger Modedesigner mit eigenem Label ist bei weitem nicht so glamourös, wie sich das viele vorstellen. 90 Prozent aller Fashion-Brands gehen nach drei bis fünf Jahren ein.»

Reichmuth sitzt in der Wohnung oberhalb ihres Ateliers. Ihre Assistentin bringt Kaffee und orientalische Süßigkeiten, während Reichmuth auf ihrem Macbook Fotos der neuen Kollektion zeigt. Das Shooting fand im Neubau des Kunstmuseums Basel statt. Auch wenn bei Reichmuths Lederkreationen die Assoziation zur Sadosomaso-Szene nahe liegt, so lässt sie sich doch stärker von Architektur inspirieren. Für die aktuelle Kollektion, die in Schwarz, Altrosa, Taupe und Sand daher kommt und den japanischen Minimalismus zelebriert, liess sich Reichmuth vom Architekten Tadao Ando anregen – und man spürt die Leidenschaft für ihre Arbeit, wenn sie von ihm spricht und gleich ein Architekturbuch aus dem Regal zieht.

Slow Design

Reichmuth gehört zur neuen Generation von Modedesignern, für die das Internet eine wichtige Rolle spielt. Trägt ein Star ein YVY-Teil – bestenfalls bei einem Auftritt, der zu reden gibt, wie der von Kristen Stewart im YVY-Kimono bei «Saturday Night Live» –, dann ist das als Werbung fast wichtiger, als die Kollektionen an Models über die Laufstege zu jagen. Werden Bilder von Reichmuths Stücken (zu denen mittlerweile auch Kimonos, Tops und Kleidchen gehören) in den sozialen Netzwerken geteilt, schlägt sich das bei YVY in Bestellungen im Online-Shop nieder.

Doch trotz der heutigen Selbstvermarktungsmöglichkeiten waren die Zeiten für Jungdesigner weltweit vielleicht noch nie so schwierig. Die grossen Modehäuser lancieren nicht mehr nur vier Kollektionen pro Jahr, sondern acht. Möglich ist das nur durch industrielle Massenfertigung. Da kann Reichmuth mit ihrer Assistentin und ihren Praktikantinnen nicht mithalten; bei ihrem Ansatz könnte man von Slow Design sprechen: Eine Kollektion pro Jahr; die alten bleiben erhalten. «Wir sehen unsere Arbeit eher als Sortimentenerweiterung», sagt die junge Unternehmerin. «Wir könnten in den Details schneller arbeiten und etwa die eine oder andere Kante weniger sauber verarbeiten», sagt sie. «Aber da denke ich schweizerisch: Qualität und Liebe zum Detail sind für mich zentral.» An einer kleinen Handtasche arbeitet sie zwei Tage. Entsprechend kostet das gute Stück aus feinstem italienischem Leder am Ende auch 600 bis 1000 Franken.

Als Reichmuth am 4. September an der Mode Suisse ihre neue Kollektion zeigt, sehen die Models in den YVY-Looks wie moderne, hochelegante Amazonen aus, wobei das Gezeigte nicht den Bereich des Tragbaren verlässt – und man versteht sehr gut, was die Stars an YVY finden.

«Gefühl der Begehrlichkeit»

Mark Backé, Direktor der neuen Automesse «Grand Basel», über den Reiz des Sammelns und die entspannende Empfindung, in einem schönen Fahrzeug zu sitzen.



Kultur prägen: Messe-Chef Backé.

Herr Backé, Sie hatten die Idee zu einer internationalen Automesse für Sammler. Worin besteht für Sie der Reiz des Sammelns?

Vor dem eigentlichen Sammeln gibt es ja eine Auseinandersetzung mit einem bestimmten Thema: Man setzt sich mit schönen Dingen auseinander, es gibt Fragen wie: Was will ich? Und auch: Was kann ich? Der Weg zum Sammeln ist fast reizvoller als das Besitzen an sich. Und dann geht es am Ende mehr um das Bewahren bestimmter Dinge.

Was sammeln Sie selbst?

Ich bin eigentlich kein Sammlertyp, abgesehen vielleicht von moderner Fotografie, die mich interessiert. Und ich habe eine ganz, ganz bescheidene Autosammlung mit drei Stück.

Worauf liegt der Fokus bei den Autos?

Ich bevorzuge britische Automobile aus dem Haus Land Rover.

Sie sind seit zwanzig Jahren im Automobilgeschäft: Was bedeuten Ihnen Fahrzeuge?

Ich fahre gerne Auto, und ich suche dabei ein ganz bestimmtes Gefühl, das nur wenige Fahrzeuge mitbringen: Mühelosigkeit, Souveränität und Entspannung. Autos, in denen man sich fühlt wie in einem Kokon. Mich interessiert die Auseinandersetzung mit dem Design, der Zeitlosigkeit von bestimmten Formen. Mir gefallen Dinge, die einem auch nach langer Zeit noch ein gutes

Bauchgefühl geben. Ein Land Rover Defender zum Beispiel ist nicht schön im klassischen Sinn, aber dieses Auto vermittelt mir auch nach sehr vielen Jahren ein besonderes Gefühl der Begehrlichkeit.

Im Spätsommer 2018 soll die «Grand Basel» erstmals stattfinden. Wie kam es dazu?

Ich habe mich in meinem Berufsleben lange mit Messeformaten auseinandergesetzt und Messeauftritte verantwortet. Aber die Idee für die «Grand Basel» und der Kontakt zur MCH Group sind mehr oder weniger zufällig entstanden und dabei auf sehr fruchtbaren Boden gefallen.

Wie muss man sich die Messe konkret vorstellen?

Es ist eine kuratierte Veranstaltung: Es werden nur Autos gezeigt, die von einem unabhängigen Kuratorium ausgewählt wurden. Allein dadurch unterscheiden wir uns massgeblich von anderen Handelsformaten dieser Art. Dann haben wir ein Galeriekonzept mit einer schlichten, modularen Ausstellungsarchitektur – die Fahrzeuge an sich sollen wie in einer Kunstgalerie bestmöglich zur Geltung kommen. Zudem ist das Format international, es sind mindestens drei Standorte geplant: Basel, Miami Beach und Hongkong. Und schliesslich wollen wir eine international vernetzte Kommunikationsplattform werden und unser Thema digital ganzjährig pflegen.

Wer stellt bei «Grand Basel» aus?

In erster Linie sind das Händler von historischen Fahrzeugen. Es können aber auch Hersteller sein, die gegenwärtig Meisterwerke produzieren. Unerheblich ist hingegen die Art des Antriebs – ob Benzin-, Wasserstoff- oder Elektromotor, spielt keine Rolle –, allein die Güte und die Faszination eines Ausstellungsobjekts sind entscheidend.

Und wer besucht diese Messe?

Sammler, Liebhaber, Investoren, Experten: Wir möchten ein Forum sein, wo man sich austauscht und wo Meinungsbildung stattfindet. Man soll Kontakte pflegen oder neue anbahnen können.

Ist die Schweiz eigentlich ein Land von Autosammlern?

Erstaunlicherweise, ja. Ich bewege mich nun seit einigen Monaten etwas in dieser Szene und bin verblüfft, wie viele Leute in der Schweiz Autos sammeln, und vor allem auch darüber, welche Qualität diese Sammlungen haben. Wenn es beispielsweise von einem bestimmten Aston Martin nur zwei, drei Stück weltweit gibt, dann steht meistens mindestens eines davon in der Schweiz.

Was sind das für Leute, die Autos sammeln?

Ich habe Menschen kennengelernt, die Museen haben, die sie öffentlich zugänglich machen. Andere wieder verraten nur ungern, dass sie mehr als ein Auto besitzen. Es sind Leute mit völlig unterschiedlichem Fokus. Aber die Leidenschaft für ihr Thema verbindet sie. Die einen sind zum Beispiel bereit zu verkaufen, wenn der Preis stimmt. Andere hängen so an ihren Stücken, dass der Preis im umgekehrten Sinn keine Rolle spielt.

Ist das Auto ein gutes Investitionsobjekt?

Zurzeit schon, gemäss Knight-Frank-Index schlägt das historische Automobil in den letzten zehn Jahren Objekte aus dem Kunst- oder Antiquitätenmarkt. Investmentbanken und Auktionshäuser haben dieses Thema längst entdeckt. Aber natürlich ist nicht jedes historische Automobil gleich wertbeständig oder gar wertsteigernd.

Was ist der Grund dafür – das Auto hat ja gesellschaftlich gerade einen schweren Stand?

Die individuelle Mobilität verändert sich ganz offensichtlich in zunehmendem Mass. Dabei bin ich überzeugt, dass, unabhängig von allen Veränderungen – die ich nicht vorhersagen kann –, es stets Automobile geben wird, die von besonderem Reiz sind. Zumal sie nicht nur technisch und optisch faszinieren können, sondern auch unsere Kultur prägen.

Mark Backé, 50, ist Global Director der «Grand Basel», einer Messe für Automobilkultur, die erstmals 2018 in Basel stattfinden und von der MCH Group AG veranstaltet wird. Backé war davor für die BMW Group in verschiedenen Funktionen tätig, zuletzt als Marketingdirektor und Mitglied der Geschäftsleitung der BMW (Schweiz) AG.

Die Fragen stellte David Schnapp.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Eigentümerin einer Parterrewohnung in einem Mehrfamilienhaus die Bewohner in den oberen Stockwerken bitten, ihre Bettdecken, Teppiche, Tücher et cetera nicht vom Fenster oder Balkon auszuschüttern? Das Ausgeschüttete fällt auf meine Fenstersimse, Steinplatten oder in den Garten.
Jutta Neundorf, Düdingen

Rechtlich gibt es wohl keinen Anspruch auf staubfreies Wohnen. Die im vorliegenden Fall erzeugten Immissionen werden kaum als übermässig gelten, zumal es eine Erfahrungstatsache ist, dass auch vom Wind verwehte Sachen (Äste, Laub, Blüten, Staub) auf einen Balkon fallen. Das Ausschütteln auf dem Balkon kann allenfalls – je nach Zeitpunkt und Ausmass der Staubbeeinträchtigungen – als unanständig gelten. Anstandsfragen sind allerdings nicht justiziabel.

Ansgar Gmür,

Direktor des Hauseigentümerversands Schweiz

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Offensichtlich hat es die islamistische Szene in der Schweiz mit ihrem Erfolgsrezept <Taqiyya> sehr weit gebracht.» *Heinz Bächteli*

Auf einem Auge blind

Nr. 35 – «Islamismus in der Schweiz»; Philipp Gut über muslimischen Extremismus

Die Mehrheit unserer Politiker – vor allem linke – spielt immer mehr mit dem Feuer. Die Islamisten treten immer aggressiver und entschlossener auf. Grund: Man lässt ihnen viel zu grosse Freiheiten, so dass sie ihre Hass- und Gewaltideologie ungestört verbreiten können. Es braucht dringend eine Änderung bzw. eine Verschärfung auf der gesetzlichen Ebene, um diesen Irrsinn zu stoppen. Offensichtlich hat es die islamistische Szene in der Schweiz mit ihrem Erfolgsrezept «Taqiyya» (Täuschungstechnik, List, Lügen) sehr weit gebracht.

Heinz Bächteli, Zürich

Wie weiter? Eine Antwort gibt Samuel Schirmbeck's Buch «Der islamische Kreuzzug und der ratlose Westen. Warum wir eine selbstbewusste Islamkritik brauchen». Das Buch sollte Pflichtlektüre für jeden Politiker sein. Als «bekehrter» Altlinker deckt der preisgekrönte Journalist die eigentliche Gefahr bei uns auf: jene linke Moral, die auf einem Auge blind ist und eine totalitäre religiöse Ideologie willkommen heisst und schönredet und auf dem andern politischen Feindbilder kultiviert, die dem gewaltbereiten Extremismus Vorschub leisten.

Hans-Ulrich Oggenfuss, Zürich

Man weiss hierum nicht mehr, wie tief drinnen eine Lehre motiviert. Die unsere tut es längst nicht mehr, die muslimische Bedrohung kann es uns lehren. Venezianische Galeassen brauchen es diesmal nicht zu sein. Wir brauchten nur mit klarem Kopf unser Konzept dem anderen entgegenzusetzen. *Thomas Schönenberger, Beride*

Unterschätztes Erfolgsmodell

Nr. 35 – «In Demokratien herrscht nicht das Volk»; Essay von Thomas Maissen

In Demokratien herrsche nicht das Volk, sagt Thomas Maissen, sondern Experten, Juristen und Lobbyisten. Er macht dabei keinen Unterschied zwischen direkter und indirekter Demokratie. Diese harte Aussage trifft sicher nicht zu für die erfolgreiche Geschichte der Schweiz besonders im 20. Jahrhundert, wo viele entscheidende Weichenstellungen weitgehend vom Volk ausgegangen sind. Er hat leider recht in Bezug auf die politische Entwicklung in den letzten Jahren, wo ebendiese «Experten» zunehmend versucht haben, das Volk zu entmündigen, indem sie Begriffe wie Demokratie, Menschenrechte, Souveränität umdefinierten und internationale Abmachungen über die Ver-

fassung stellen wollten. Maissen unterschätzt dabei massiv die stabilisierende Wirkung unseres weltweit einmaligen Erfolgsmodells der direkten Demokratie auf die Gemeinschaft ebenso wie die disziplinierende auf abgehobene Politiker und Fachleute. *Alfred Gut, Pfaffnau*

Mittel gegen den Sozialgeld-Wahnsinn

Nr. 35 – «Nidau ist die Zukunft»; Editorial von Roger Köppel

Man stelle sich vor: In der Schweiz riefe ein Pfarrer von der Kanzel zur Vernichtung aller Muslime auf. Offenbar aber darf man als Muslim den Gastgebern, in diesem Fall Christen, den Tod wünschen. Der Hassprediger Ramadan aus Biel will ausgerechnet seine Geldgeber (Steuerzahler) umbringen lassen! Das Schweizer Volk hätte ein sehr einfaches Mittel in der Hand, diesem Sozialgeld-Wahnsinn ein Ende zu bereiten: sich ein Jahr lang zu weigern, Steuern zu zahlen. Die Politiker in Bern würden diese Sprache sicher verstehen. *Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

Typisch für unsere Zeit

Nr. 35 – «Angela Merkel: Eine Schadensbilanz»; Thilo Sarrazin über die Kanzlerin

Nebst allen Büchern und Artikeln von Thilo Sarrazin habe ich seine Aussagen und Stellungnahmen in Talkshows immer mit grossem Interesse verfolgt. Ich finde es schäbig und kleingeistig, aber irgendwie auch wieder typisch für unsere Zeit, dass solche kritischen Denker im eigenen Land nur kleingemacht oder totgeschwiegen werden. Umso treffender und stimmiger ist seine «merkelsche Schadensbilanz». Bei einigen Passagen bin ich allerdings kurz ins Zweifeln geraten, ob der jetzt nicht über die Schweiz und ihre Bundesrätinnen schreibt. *Arno Müller, Kappel*

Korrigenda

Im Artikel «O mein Gott, ich bin schwul!» (*Weltwoche* Nr. 35/17) ist die Rede von einem Geschäftspartner Rolf Rietmanns, der mit diesem in der Schweiz die Organisation wuestenstrom e.V. aufgebaut habe. Tatsächlich hat dieser aber Wüstenstrom in Deutschland geleitet. Wir bitten um Entschuldigung für diese Verwechslung.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14	15	16			
17					18		19				
		20		21						22	
23	24					25				26	
				27	28		29				
30		31	32			33					
	34				35	36		37		38	
39				40				41			
42						43	44				
		45					46				
47						48				49	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Orte wo man oft wartet

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Zwei Basler: ein Sänger und ein Regierungsrat. 7 Der Gefährte aus dem Koran passt zur Anrede in Indien. 12 Eine solche Personengruppe für mehrmalige Befragungen. 13 Ja!, weggehen, sagt sich der Brasilianer rückblickend. 16 Modell zur Kontrolle von Zugriffen beim Computer. 17 Ross, hört (nicht nur) beim Jazz zuerst auf sie. 18 Inszenieren der negativen Art. 20 Übertrieben starke Gefühle, fast schon tierisch. 22 Kurz gefasst: eine Kirche des Christentums. 23 Gleich ist für Amerikaner nicht gleich gleich. 25 Was man gerne mit Kunden macht. 27 Dick ja, aber nicht abstossend sondern total spannend. 29 Der aufhaltsame Aufstieg jenes Ui, gemäss Brecht. 30 Jene Mangano, einst mit Dino (De Laurentiis) verheiratet. 33 Armenien, Stadt im Nordwesten. 34 Der Song, den du dir wünschst, ist es. 35 Die Stadt gibt es in Rumänien wie auch in Israel. 37 Zum Flughafen passender Zugang. 39 Loben? Boshafte Kommentare passen ihm besser. 41 Fehlerhafte Urne. 42 In biblischen Zeiten zwölf Stämme, heute ein Staat. 43 Indianer, Kriegshäuptling und Kämpfer gegen die Besatzung. 45 Notre-Dame de Calais wird damit zur Kirche. 46 Ob sie die Fenster der Seele sind? 47 Zahl und Wort sind eins, wenn sie denn weiblich sind. 48 Der Buñuel und Belle de Jour. 49 Glaube: von Gott gelenkt aber hier beschränkt.

Senkrecht — 1 War eine Art Markgraf in Südosteuropa. 2 Historische Region Südostasiens, heute Vietnam. 3 Wir mögen es, wenn sie dem Körper sehr nahe kommt. 4 Ein Schlüssel, den Romands mit sich tragen. 5 Namentlich der Staat, seitdem das mit dem Schah geschah. 6 Mit i eine Traube, sagt der Franzose. 8 Wir kennen sie vom Grenzübergang. 9 Meist für die Masse, bei klingelnder Kasse. 10 Einst Handelspartner der Phönizier und Griechen. 11 Das Stück Papier wirft man nicht einfach weg. 12 Ein weitgereister Franzose kennt viele. 14 Mal Zahnfüllung, mal Information zur DVD. 15 Erhöhtes Vergnügen mit ihm, der Leute betreut. 19 Ebenso heftiger wie konfuser Drang. 21 Auch Ian Fleming besuchte das College. 24 Sportlich, doch mit mythologischen wie zoologischen Gegnern. 26 Sie machten im 17. Jahrhundert die Karibik unsicher. 27 Der der Liebe bedeckt alle Fehler (Jean Paul). 28 Zug und See sind nah in jener steuer günstigen Gemeinde. 31 Hinunterkippen als Alternative. 32 Das Gesicht ist hier auch dessen Ausdruck. 33 Wasserschloss der Schweiz: auch dank ihr. 36 Sie ist für alle verbindlich. 38 Ethnie in Sierra Leone. 39 Es sei das, was passiert, sagte John Lennon. 40 Ein ganz schön verwirrter Laie. 41 Ist eine Weile her: jener Stanley als FIFA-Präsident. 44 Ist in Italien Programm, das man sehen kann.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 532

E		D	P	A	N	D	A		P						
R	H	E	T	D	R	I	K		I	Z	A	N	K		
H	E	R	A	N	G	I	E	S	S	E	R	E	I		
E	R	S	T		S	A	M	I	C	H	L	A	U	S	
A		P	A		P	A	L		G		A	L	L	S	
	C	A	R		G	L	U	E	H	W	E	I	N		
I	H	R	E		A	E	T	N	A		R	E	E	L	
	A	N	N	O		F	E	N	N	I	S		U		
A	R	I		B	O	R	N	U		B	E	I	Z	E	
C	A	S	P	A	R		S	T		R	I	E	M	E	N
T		S		M	O	N	I	Z		Z		M	I	T	
S	T	E	F	A	N		L			R	A	K	E	T	E

Waagrecht — 3 PANDA 7 RHETORIK 10 ZANK
13 HERAN 14 GIESSEREI 17 ERST 18 SAMICHLAUS 19 PAPAL (span. f. päpstlich)
20 ALL (-gemein) 21 CAR 22 GLUEHWEIN
26 IHRE 27 AETNA 28 REEL (-I) 29 ANNO (Domini) 31 (T-) ENNIS 33 ARI (richtig: Ria)
34 BORNUN 36 BEIZE 39 CASPAR (pers. f. Schatzmeister, einer der Drei Könige) 40 STRIMEN 41 MONIZ 42 MIT (Massachusetts Institute of Technology) 43 STEFAN (Zweig, österr. Schriftsteller) 44 RAKETE

Senkrecht — 1 EHER 2 DON 3 PIGALLE 4 AKIM
5 DISC 6 PNEU 7 RHEA (griech. Göttin der Behaglichkeit) 8 ERSPARNISSE 9 TATAREN
10 ZELLERSEE 11 ARALIE 12 KISS (engl. f. Kuss) 15 EIGENNUTZ 16 SHAW (irischer Dramatiker) 18 SAGA 21 CHARA (griech. f. Freude)
23 UTENSIL 24 HAN 25 NEUZEIT 30 OBAMA
32 IBIZA 33 ACTS (engl. f. Handlungen)
35 ORON 37 IMME (von Mime zu Imme)
38 ENTE

Lösungswort — **GERSTENSAFT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

GENIEßEN SIE DIE REISE

WHERE BUSINESS MEETS BENEFITS

A STAR ALLIANCE MEMBER  **20**
YEARS



5^{Sit}
Jahr
I DÄ SCHWIIZ

TURKISH AIRLINES 

CORPORATE CLUB

corporateclub.thy.com